

berg

ner

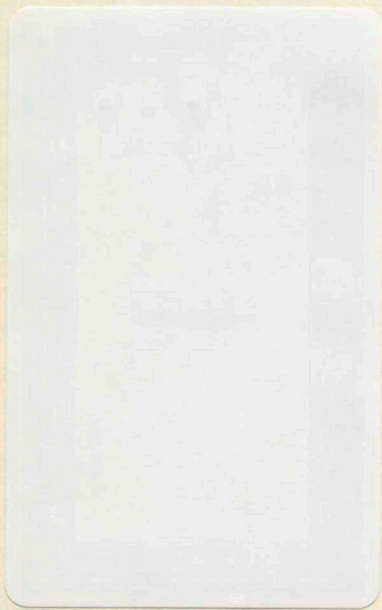
und

thertum

car

3

00



Berliner
Polizei und Verbrechertum.

Von

Paul Lindenberg.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

[im 1892]

Z 813. Koipo 5

nicht erlösbare

Inhalt.

	Seite
Vorwort	5
1. Berliner Polizeiverwaltung, ihre Geschichte, Einteilung und ihr Dienst	7
2. Die Kriminalpolizei und ihre Stellung zum Verbrecher= tum	20
3. Die Hilfsmittel der Kriminalpolizei	33
4. Berlins Einbrecher	48
5. Aus der Diebeswelt	67
6. Betrügereien und Schwindeleien, Wucherer, Bauernfän= ger und Falschspieler	77
7. Das Zusammenhalten der Verbrecher, ihre Namen, Sprache und Fehler	101
8. Die Schlupfwinkel der Verbrecher	113
9. In Untersuchungshaft. Verurteilt. Die Gefängnisse Berlins. Zum Tode.	131
10. Unter den Arbeits- und Heimatlosen Berlins	149
11. Nachwort.	173
12. Kurzes Verzeichniß von Ausdrücken der Berliner Ver= brechersprache	182

V o r w o r t.

Der Verfasser versucht in nachstehenden Schilderungen das Verbrechen Berlins und die polizeilichen Mittel, welche zu seiner Bekämpfung dienen, in knappen Umrissen zu schildern. Bei dieser Absicht lag ihm vor allem jede Übertreibung, nach irgend welcher Seite hin, fern, und er verschmähte ausdrücklich die Anwendung des blühenden Feuilletonstils, um hierdurch nicht den Eindruck der schlichten Wahrheit zu beeinträchtigen oder gar zu verwischen. Bei der tiefen socialen Bedeutung, welche die stetig wachsende Ausdehnung des Verbrechens gerade für die Reichshauptstadt hat, hofft er, daß sein Büchlein in weiteren Kreisen Interesse findet. Zu besonderem Dank ist er dem Chef der Berliner Kriminalpolizei, Herrn Grafen Bückler, sowie namentlich dem Kriminal-Zuspektor, Herrn von Meerscheidt-Hüllessem, verbunden, welcher letzterer ihm in entgegenkommendster Weise einen Einblick in die Einrichtungen der Berliner Kriminalpolizei gestattete und ihm auch in anderer Hinsicht behilflich war, sein Studiengebiet des Näheren kennen zu lernen.

1.

Berliner Polizeiverwaltung,

ihre Geschichte, Einteilung und ihr Dienst.

Als zu Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre Berlins unerwartetes, überraschend großes Wachstum eintrat, als sich die Stadt im jungen Glanze der Kaiserkrone in unvorhergesehener Weise nach allen Seiten hin ausdehnte, und ihre Bevölkerung, die bis dahin eine ziemlich beständige, hauptsächlich berlinische gewesen, aus den preussischen Provinzen, den Bundesstaaten wie fremden Ländern den weitesten Zuschuß und hierdurch die bunteste Mischung erfuhr, als durch diese tief einschneidenden Veränderungen mit einem Schläge an die städtischen und staatlichen Behörden die wichtigsten Aufgaben herantraten, welche schnelle und umsichtige Lösung erforderten, da vermehrte sich auch zusehends, fast von Tag zu Tag, das Arbeitsgebiet der hauptstädtischen Polizei, und auch sie erfuhr, wie die übrigen Berliner Behörden, eine durchgreifende Umänderung und Vergrößerung, um den so plötzlich verdoppelten Pflichten in jeder Hinsicht gewachsen zu sein. Sag es der städtischen Verwaltung ob, wie sie selbst in ihrem Verwaltungsberichte von 1861—76 hervorhebt, „der enggescharten großstädtischen Einwohnerschaft die Möglichkeit des ungehinderten raschen Verkehrs zu sichern, die schädlichen Einflüsse solcher gewaltigen Agglomeration auf die Gesundheit der Bevölkerung nach Möglichkeit abzuwehren, dem in Armut und körperliches Elend versunkenen

Teile derselben die notwendige Hilfe zu gewähren, dem moralischen Verderben, das in der ‚Wildnis frechen Städtelebens‘, unter ‚dem Wust verfeinerter Verbrechen‘, wie ein klassisches Dichterwort die Schattenseiten großstädtischen Lebens bezeichnet, nur zu üppig wuchert, durch Einrichtungen im Schulwesen und für die Waisenpflege entgegenzuwirken, welche, soweit es Einrichtungen vermögen, den heranwachsenden Geschlechtern die Wege erschließen, um zu sittlicher und intellektueller Bildung zu gelangen, kurz, alle die inneren und äußeren Hindernisse zu bekämpfen, welche besiegt werden müssen, wenn eine Großstadt, bei allem Glanze des Reichthums, der Wissenschaften und Künste, des Ruhmes nicht entbehren soll, eine allen ihren Arbeiten die freie Bethätigung ihrer Kräfte sichernde, in den öffentlichen Einrichtungen ihr Leibliches und geistiges Wohl nach Möglichkeit fördernde Kulturstätte zu sein“ — so war es das ersehenswerthe Ziel der Polizeibehörden, nicht nur die Stadtverwaltung thatkräftig zu unterstützen, sondern vor allem auch den Boden für deren Bestrebungen vorzubereiten, ihn von den vorhandenen schädlichen Keimen möglichst zu säubern, schlimme, sich von auswärts herandrängende Einflüsse fernzuhalten und diese, falls sie doch Zugang gefunden, sofort zu unterdrücken.

Ein großer Wirkungskreis öffnete sich da der Berliner Polizei. Denn mit demselben Augenblick, wo sich die preussische Residenz in die deutsche Kaiserstadt umwandelte und ihr die ganze Welt in Erstaunen versetzendes Emporblühen begann, strömte zugleich mit dem frischen Bevölkerungszufluß auch von allüberallher lichtscheues Gesindel herbei, welches in der sich so gewaltig vergrößernden Weltstadt ein ersprießliches Feld für seine dunklen Thaten zu finden hoffte. Zahlen, die wir in diesem Buche wiederholt zur Hilfe ziehen müssen, sprechen eine eindringliche Sprache: wurden 1868 in Isolierhaft 2898 und in den Polizeigewahrsam 23 446 Personen gebracht, so zählte man 1880 bereits 4087 Isoliergefangene und 35 423 in den Polizeigewahrsam

Eingelieferte. Daß die Polizei aber rastlos bemüht war, diesen riesig wachsenden Prozentsatz nicht in ähnlichem Grade steigen zu lassen, sondern ihn, wenn irgend angängig, mehr und mehr herabzudrücken, und daß sie hierbei den erwünschten Erfolg erzielte, beweisen die Ziffern des Jahres 1890, in welchem 5122 Isoliergefangene und 31170 in den Polizeigewahrsam Gebrachte zu verzeichnen sind, während sich doch inzwischen die Einwohnerschaft Berlins um über eine halbe Million Seelen vermehrt hatte!

In keinem Verhältnis hierzu stand und steht die Vergrößerung der Polizeimacht. Trotzdem genügten seit langem nicht mehr die zu ihrer Verfügung stehenden Räume, welche sich sogar gesondert in mehreren, voneinander getrennten Gebäuden befanden und die mannigfachsten Mißstände zeitigten. Den eigentlichen Mittelpunkt bildete „der Molkenmarkt“, wie allgemein in Berlin das am Molkenmarkt gelegene Polizeipräsidenten-Gebäude genannt wurde: ein altertümlich ausschauendes, verwittertes, düsteres Haus oder vielmehr eine Häusergruppe, die auf eine geschichtliche Vergangenheit zurückblicken kann und manches Jahrhundert an sich hat vorüberwandelu sehen. Denn wenn „der Molkenmarkt“ auch nicht mehr den Roland, welcher einst hier auf dem ältesten Markte der Stadt als Sinnbild ihrer höheren Gerichtsbarkeit stand, erblickt hat, so wird er doch schon im 16. Jahrhundert als kurfürstliches Besitztum erwähnt, zu welcher Zeit er mehrfach hervorragenden hohen Beamten und Generalen als Wohnung überlassen wurde, unter anderen 1572 dem um das brandenburgische Fürstenhaus hochverdienten Kanzler Lamprecht Distelmeier und 1645 dem Grafen von Lynar, einem der tüchtigsten und vielseitigsten Männer seiner Zeit, im Festungsbau, im Bergwerkswesen und der Industrie ebenso erfahren, wie in den Wissenschaften und Künsten. 1791 erhielt der Magistrat Berlins das Gebäude von dem Fiskus zur Errichtung eines Stadtgefängnisses, und während letzteres — die sogenannte Stadtvogtei — seinen Platz in dem bisherigen Garten dicht

an der Spree bekam, wurde das Vorderhaus für die Polizeiverwaltung bestimmt.

Und, wenn man sich von äußeren Eindrücken leiten lassen will, so paßte dasselbe gut für eine „rächende und richtende“ Behörde, und phantasievolle Romanschriftsteller konnten sich für ihre schauerreichen Kriminalgeschichten keinen besseren örtlichen Hintergrund wünschen, als diesen ehemaligen kurfürstlichen Palast. Mitten im alten Berlin gelegen, in einem Gewirr enger, verborgener, hinsälliger Gassen und Straßen, deren jede mehr erzählen könnte, wie die gesamten neuen Stadtteile, bespült auf der einen Seite von den Wellen der hier ziemlich breiten, am jenseitigen Ufer von den wackeligsten, schiefsten, verwittertsten Häuschen eingesäumten Spree, selbst finster, verdrossen, unheimlich ausschauend, mit ausgetretenen, knarrenden, hölzernen Treppen und Dielen, mit langen, verworrenen, durcheinander führenden Korridoren und Gängen, mit kleinen, niedrigen, von Moderluft erfüllten, schlecht beleuchteten Zimmern und Kabinetts, mit winkeligen, von hohen Mauern begrenzten Höfen, auf welche teilweise vergitterte Gefängnisfenster hinausgingen, — gewiß, man konnte es den Berlinern und noch mehr den Berlinerinnen nicht verdenken, wenn für sie „der Molkenmarkt“ etwas Geheimnisvoll-Unheimliches, etwas Spukhaftes, Furchtbares hatte, und wenn sich selbst Diejenigen, deren Gewissen rein war wie erster Winterschnee, nicht einer leichten Beklemmung, eines unbehaglichen Gefühls erwehren konnten, sobald sie zum erstenmale die abgenutzten steinernen Stufen emporstritten und sich hinter ihnen die große, eisenbeschlagene, eichene Thür, vor der stets ein Schutzmannsposten stand, schloß! — —

Auf spukhafte Einwirkungen jedoch und geschichtliche Erinnerungen nimmt die Gegenwart keinerlei Rücksicht, sie kennt nur die gebietende Notwendigkeit von Zweckmäßigkeitsgründen, und letztere erheischen seit Jahren bereits dringend ein anderes Heim für Berlins Polizei, welches sämtliche Abtei-

lungen derselben unter einem Dache vereinigte. Im Frühjahr 1886 wurde nun auf einem umfangreichen, dem Alexanderplatz benachbarten und sich längs der Stadtbahn hinziehenden Terrain mit dem Bau eines neuen, großen Polizeipalastes begonnen und derselbe mit einem Kostenaufwand von 5 150 000 Mark bis zum Herbst 1889 beendet, sodas im folgenden Jahre die vollständige Übersiedelung der Polizeibehörden dorthin stattfinden konnte. In imposanter Höhe und gewaltiger Ausdehnung erhebt sich dieses Gebäude, nächst dem königlichen Schloß und dem neuen Reichstagspalais das größte in Berlin, denn es umfaßt einen Flächeninhalt von nahezu 16 000 Quadratmetern, von denen an 11 000 bebaut sind; in seinem Außern, aus hellroten Ziegelsteinen, belgischem Granit und schlesischem Sandstein bestehend, während das Dach mit Holzcement und einer starken Kiesschicht darüber gedeckt ist, macht es einen ungemein stattlichen Eindruck, wengleich man den mit den Broncestandbildern des Großen Kurfürsten, König Friedrich I., Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III. geschmückten Fassaden eine größere architektonische Mannigfaltigkeit gewünscht hätte. Die Ausführung des Innern ist ebenfalls eine äußerst solide; die Fußböden der — parallellaufend 300 Meter langen — Korridore sind mit Mettlacher Platten belegt, sämtliche Bureauräume haben ungenagelten eichenen Friesstab-, die besseren Zimmer dagegen Parkettboden, die Treppen sind aus Granit und die Erwärmung erfolgt durch eine centrale Dampfwarmwasserheizung, die Beleuchtung durch Gas, da bei Anlage des Baues eine Verlicksichtigung der elektrischen Beleuchtung noch zu kostspielig erschien. Eine vornehme Einrichtung erfuhr die im ersten Stock gelegene Dienstwohnung des Polizeipräsidenten, zu welcher ein besonderer, aus weißem Marmor bestehender Treppenaufgang hinaufführt; hell und lustig sind die Bureauräume, unter denen wir den Instruktionssaal der Kriminalpolizei und den mit diesem korrespondierenden der Schutzmannschaft besonders hervorheben.

Der südliche Flügel enthält die Gefängnisräume; derselbe ist von oben bis unten durch einen Mittelkorridor geteilt, welcher einen Überblick aller sechs Stockwerke gestattet und nur auf seitlichen Galerien zu begehen ist, von denen aus man in die Zellen tritt. An jeder Thür der letzteren befindet sich eine rot-weiße Scheibe, die, an einem Stabe befestigt, herausspringt, falls der Gefangene etwas zur Kenntnis der Aufseher bringen will. Im Erdgeschoß liegt der für vorübergehend aufgegriffene Personen bestimmte Polizeigewahrsam, aus einem größeren und kleineren Hofraum für Männer und Frauen bestehend, sehr leicht durch sogenannte „Zudasse“ zu kontrollieren, kleine trichterförmige Öffnungen, welche von außen die Beobachtung eines weiten Kreises gestatten. In specieller Weise ist für die Pferde der reitenden Schutzmannschaft gesorgt, nicht nur durch vorzügliche Stallungen, wobei wir als Merkwürdigkeit erwähnen, daß dieselben in zwei Stagen übereinander liegen, sondern auch durch eine große Reitbahn, in welcher sehr gut zwei Schwadronen üben können, und durch sehr praktische Ställe für verletzte und kranke Pferde. Die acht Höfe und Durchgänge, sämtlich asphaltiert, sind zumeist mit Glasdächern versehen, unter denen verzinkte Drahtgitter angebracht sind, welche die unten Passierenden beim Zerbrechen einer Scheibe schützen; in enger Verbindung mit dem Polizeigebäude steht das fiskalische Schöffens- sowie Amtsgericht.

Ehe wir uns mit dem Beamtenheer beschäftigen, das dieser Polizeipalast Tag für Tag beherbergt, und einen Blick in das vielgestaltige Rädergetriebe dieser Verwaltung werfen, dürfte eine flüchtige Rückschau auf die Entwicklung der Berliner Polizei nicht uninteressant sein. Einst wurde dieselbe gänzlich von dem Rat der Stadt ausgeübt, 1735 jedoch theilten sich in die gemeinschaftliche Handhabung der Magistrat und das Gouvernement, und wenige Jahre später, 1742, bestimmte Friedrich der Große den jedesmaligen Stadtpräsidenten zum Polizeidirektor. Dieser war nach einer 1782 er-

schienenen ausführlichen, neuen Instruktion nur vom König und dem Generaldirektorium abhängig; er hatte die alleinige Anordnung und Erkenntnis in allen Polizeisachen und mußte auch für alles, was damit zusammenhing, einstehen. Seine Jurisdiktion in Polizeisachen war daher allgemein und es standen hierin alle Einwohner wie Fremde unter ihm; er konnte in dringenden Fällen sogleich Arreste verfügen, wobei alle Wachen, auf sein oder der Polizeikommissarien nur mündliches Verlangen, die nötigen Mannschaften stellen mußten.

Der Polizeidirektor berichtete jährlich unmittelbar an den König vom Zustand der Stadt, von der Zahl der Einwohner, von der Zu- und Abnahme der Manufakturen und Fabriken sowie anderer Nahrungszweige, schließlich von allen übrigen, das Wohl und die Verbesserung der Residenz betreffenden Sachen. Dem Polizeidirektor standen als Beisitzer drei Ratsmänner zur Seite, außerdem waren unter ihm ein Polizeinspektor und zwei Polizeimeister, neben mehreren Marktmeistern und Polizeidienern, thätig; von letzteren versahen 24, darunter drei berittene, den Dienst auf den Straßen; für die Ruhe während der Nacht sorgten etwas über hundert Nachtwächter, mit einem Horn, einer Peise und einer „Pike“ ausgerüstet. Das Arbeitsfeld jener vier Männer war ein sehr ausgebreitetes, sie hatten nicht nur alle Polizeisachen zu erledigen, sondern auch „die Sorge für gehörige Feier der Sonn- und Festtage, die Direktion des Gefindeamts, die Besorgung, daß die Residenz mit Getreide, Brot, Fleisch, Bier, Fischen und allen Viktualien, Heu, Stroh &c. versorget, die Zufuhr befördert und niemand übersezt noch bevorteilt werde. Alle Marktsachen, Hölzer und Verkaufereyen. Die Aufsicht auf das Stadtmagazin, aufs Schlachten, Backen und Brauen nebst Anfertigung der Taxen; die Aufsicht auf die Wirtshäuser, Garküchen, Wein-, Bier- und Kaffeehäuser, und daß darin keine Hazardspiele geduldet werden, die Aufsicht auf die Glückstöpfe &c., auf gemeine Tanzböden und läuderliche Häuser. Aufsicht auf

richtige Ellen, Maß und Gewicht, auf daß solche geeicht sind, auß Hausieren, auf die Fiaker und Fuhrleute, und auf den Leichenkommiffar, auf die Nachtwachen, auf die nächtliche Sicherheit der Straßen, auf die Reinigung derselben, auß Pflastern, Aussetzung der Steine an den Kanälen und Kon-servation der Linden, auf Verhinderung der Ausläufe des gemeinen Volks, und andern Mutwillen, und Aufmerksamkeit auf die sich einschleichenden Bagabunden und verdächtige Leute.“ Eine gewaltige Aufgabe, wie man sieht, und nur ein paar Duzend Menschen zu ihrer Bewältigung, von denen, wie schon erwähnt, genau vierundzwanzig die Sicherheit der Stadt anvertraut war!

Über den Grad der öffentlichen Sicherheit in dem Berlin jener Tage gehen die Meinungen der Zeitgenossen auseinander; denn wenn Friedrich Nicolai behauptet, daß viele Jahre vergehen, ehe man von einem Straßenraube höre, daß man von Diebesbanden nie etwas vernehme, von einem Mord überhaupt nicht und von Einbrüchen und anderen beträchtlichen Diebstählen vergleichungsweise nicht oft, daß man auf den Straßen die ganze Nacht hindurch ebenso sicher gehen könne wie bei Tage — so wissen andere Chronisten von Diebstählen, und zwar sehr beträchtlichen, ebenso von gewaltsamen Anfällen zur Abendzeit auf öffentlichen Plätzen zu berichten, und sie heben hervor, daß, wenn die Polizei aufpakte, viele Dieberei verhindert werden könnte, daß ferner bei der Nachlässigkeit der Bettelbögte das Gesindel freies Spiel habe und in ruhiger Sicherheit fortlebe, da es wisse, daß es seine Wächter mit einigen Groschen abfinden könne!

Bei der Städteordnung, welche im November 1808 in Kraft trat, wurde die Polizeiverwaltung gänzlich vom Magistrat getrennt und ein besonderes Polizeipräsidium gebildet, welches erst einem eigenen Polizeiministerium, dann aber — und so ist's noch heute — dem Ministerium des Innern unterstellt wurde. Damals waren von jenem Präsidium abhängig die Polizeiintendantur, die Nahrungskommission und

die (später aufgelöste) Kommission von Bauhandwerkern, ferner sonderbarerweise die Charité, die Tierarzneischule sowie sämtliche in Berlin wohnende approbierte Ärzte. Als ausübende Gewalt diente zunächst die 1812 gebildete Bürger- und Nationalgarde, dann, nachdem diese von der Bildfläche verschwunden war, die Gendarmerie, bis endlich 1848 der Polizeipräsident von Minutoli diesem zwitterhaften Zustande ein Ende machte und nach dem Muster der Londoner Polizei eine eigene blauuniformierte, mit Säbeln und großen, schwarzen, numerierten Filzhüten versehene Schutzmannschaft einrichtete, die zunächst aus 1 Oberst, 4 Hauptleuten, 15 Lieutenants, 95 Wachtmeistern und 654 Schutzmännern bestand. Mit dem fortschreitenden Wachstum Berlins trat eine allmähliche Vermehrung ein, und heute bildet diese „Schutztruppe“ schon eine kleine Armee für sich, denn sie setzt sich jetzt zusammen aus: 1 Oberst, 16 Hauptleuten, 4 Kriminalpolizeiinspektoren, 104 Lieutenants, 42 Kriminalkommissaren, 331 Wachtmeistern, 3369 Schutzmännern, davon 240 beritten, und 20 Polizeianwärtern. Den Dienst während der Nacht versehen 1 Nachtwachtinspektor, 47 Nachtwachtmeister und 475 Nachtwächter. Alles in allem stehen im Dienste der Berliner Polizei, deren Leitung während des letzten Jahrzehnts Freiherr von Richthofen in Händen hatte, Bureaubeamte zc. eingeschlossen, 5577 Personen, die Kosten belaufen sich jährlich auf weit über 8 Millionen Mark!¹⁾

Nun eine kurze Übersicht der Einteilung des Polizeipräsidiiums, die uns zugleich einen Begriff giebt von der ungeheuer vielfältigen Inanspruchnahme dieses großartigen Organismus. Das Polizeipräsidium zerfällt in sechs Abteilungen, von denen die erste („Regierungsabteilung“) im großen

¹⁾ Überblicken wir die Stärke der Polizei in den europäischen Hauptstädten, so kommen in Paris (dessen Polizei demnächst eine bedeutende Verstärkung erfährt) 35, in Berlin 32, in Brüssel 30, in London und Wien nur 23 Polizeibeamte auf 10 000 Einwohner.

und ganzen die eigentlichen Verwaltungs- und Landespolizeilichen Sachen bearbeitet, während die übrigen fünf mehr die Geschäfte der örtlichen Polizei besorgen. Von der ersten Abteilung sind außerdem einzelne Geschäftszweige abgetrennt worden, welche sich mit der Zeit zu selbständigen Unterabteilungen entwickelt haben, wie z. B. die unter der persönlichen Leitung des Präsidenten stehende politische Polizei. Mannigfach sind im übrigen die Geschäfte der ersten Abteilung, von denen wir hier nur erwähnen wollen: die Bearbeitung derjenigen Angelegenheiten, welche auf die Verfassung und den Organismus der Polizeiverwaltung Bezug haben, ferner jener Verwaltungssachen, welche sich auf Eigentums- und sonstige Rechte des Staates und dessen Vertretung in gerichtlichen Streitverfahren beziehen, dann die Aufsicht über die Verwaltung der Stiftungen, die Angelegenheiten der öffentlichen und Privattheater, die Aufsicht über die Verwaltung der Versicherungsanstalten und der Unterstützungsclassen *zc.*, das Auswanderungswesen, die Straßen- und Verkehrs- sowie Strompolizei, die Regelung und Überwachung des Marktverkehrs, die Sanitäts-, Medizinal- und Veterinärpolizei, das öffentliche Anschlagswesen, die Angelegenheiten der Schutzmannschaft und Feuerwehr, die Fabrikinspektion *zc.*

Die zweite Abteilung hat die eigentlichen ortspolizeilichen Geschäfte zu erledigen, so unter andern die Aufsicht über die Gast- und Schankwirtschaften, die öffentlichen Lustbarkeiten und Schaustellungen, die Musikanten, Drehorgelspieler, Kunstreiter *zc.*, die Beaufsichtigung der Tröbder und Pfandleiher, die Kontrolle der Gefinde- und Ammenvermieter, die Erteilung der erforderlichen Berechtigungsscheine zum Gewerbebetriebe an Handlungsreisende, Hausierer *zc.*, die Untersuchung und Abhilfe bei Beschwerden über gesundheitschädliche Wohnungen, den Handel mit Giften, die Abladestellen für Schnee und Eis, die Sorge für die Unterbringung und den Unterhalt der Geisteskranken, die Aufsicht über die Halte-

kinder und Halbesfrauen, ferner über die Vermieter von Schlafstellen und „Bennen“, die Ausfertigung der Jagdscheine, die Armen- und Unterstützungs-, sowie die Requisitions- und Militärsachen, die Aufsicht über das öffentliche Fuhrwesen zc.

Die dritte Abteilung umfaßt die gesamte Baupolizei, soweit sie nicht als städtische Straßenbaupolizei in die Verwaltung der Stadt übergegangen ist.

Die vierte Abteilung enthält die Sicherheits- und Sittenpolizei und zerfällt in drei Unterabteilungen, in die allgemeine Sicherheits-, in die Kriminal- und in die Sittenpolizei, auf welche Abteilung wir im nächsten Kapitel eingehender zurückkommen.

Die fünfte Abteilung fertigt die Pässe, Leichenpässe, Heimatskarten, Gesindebücher, Führungsatteste zc. aus, hat die persönlichen Verhältnisse Neuanziehender zu erörtern und die Gesindestreitigkeiten zu schlichten; zu ihr gehört auch das Fundbureau und das Einwohnermeldeamt.

Die sechste Abteilung endlich beschäftigt sich mit der Bestrafung von Übertretungen, allerdings nur von solchen, deren Strafen 15 Mark oder drei Tage Haft nicht überschreitet; sie erledigt ferner die dieses Strafgebiet betreffenden Gesuche auswärtiger Polizeiverwalter um Behändigung von Strafverfügungen oder um Strafvollstreckung. — —

So umfassend dieser Verwaltungsapparat ist, so groß ist auch seine Arbeitsthätigkeit, denn allein bei der vierten Abteilung gingen im Jahre 1891 nicht weniger als 262 032 Sachen ein, von denen 82 536 auf das Kriminalkommissariat, 117 846 auf die allgemeine Sicherheitspolizei und 32 759 auf den Polizeigewahrsam entfielen. Diese Ziffern veranschaulichen besser als lange Beschreibungen die trübe Kehrseite der sonst so glänzenden, vielbewunderten deutschen Kaiserstadt! Und noch schlimmer ist der Einblick in die Einzelheiten dieser Zahlenreihen, denn von den 82 536 Eingängen beim Kriminalkommissariat bezogen sich 5122 auf

wegen eines Verbrechens verhaftete und zur Isolierhaft gebrachte Personen, 75 656 betrafen Anzeigen über vorgekommene Verbrechen und Requisitionen von Staatsanwälten, Untersuchungsrichtern und anderen Behörden, 1503 Anzeigen über falsches Geld, 1144 waren Depeschen. Von den 34326 Anzeigen über vorgekommene Verbrechen und Vergehen betrafen 11 466 Diebstahl, 234 Taschendiebstahl, 1443 Betrug, 1755 Unterschlagung, 1488 Körperverletzung, 359 Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit, 534 Hausfriedensbruch, 60 Raub, 339 Sachbeschädigung, 219 Drohung, 55 Beleidigung, 77 Hehlerei, 108 strafbaren Eigennutz, 63 Hazardspiel, 90 Erpressung, 58 Urkunden- und Wechselfälschung, 200 Beamtenbeleidigung, 50 Meineid, 36 Aussetzung eines Kindes, 52 aufgefundenene Kindesleichen, 128 aufgefundenene unbekannte Leichen, 6466 Unglücksfälle, 145 versuchten Selbstmord, 307 plötzlichen Todesfall, 213 gesuchte Personen, 655 vermiste Personen, 430 Mißhandlung, und so fort. In den Polizeigewahrsam wurden 31 370 Personen gebracht, und zwar 20 029 Männer, 11 260 Weiber und 81 Kinder; die Hauptursache waren Obdachlosigkeit (bei 8568 Männern und 565 Weibern) und Unsittlichkeit (bei 10 142 Weibern).

Ein furchtbares Register, und wieviel Ungeheuerliches, Ungeahntes, Widermenschliches birgt es in seinem Innern!

Nun zu den Verurtheilten, von denen uns der Polizeibericht in jenem einen Jahre 12 719 Personen aufzählt, unter denen 4689 bereits vorbestraft waren. Bei 2084 Personen erfolgte die Verurteilung wegen Verbrechens und Vergehens gegen Staat, Religion und die öffentliche Ordnung, bei 4171 gegen die Person (darunter 24 wegen Raubs, 195 wegen Körperverletzung, 17 wegen Mords und Mordversuchs), und bei 6432 gegen das Vermögen. Unter 2091 wegen Diebstahls eingelieferten Personen befanden sich 459 Einbrecher. 1085 der Verurtheilten waren weniger als achtzehn Jahre alt, und sie stellten gerade einen hohen Prozentsatz zu den Dieben und Einbrechern. Unter Polizeiaufsicht standen

960 Personen; 13 197 (darunter 723 Frauen und 264 Kinder) wurden wegen Bettelerei aufgegriffen und 6799 wegen Trunkenheit, von letzteren wieder 160 unter achtzehn Jahre alt! Bei 67 Kindern wurde die Zwangserziehung eingeleitet, bei 60 entzog man deren Eltern das Erziehungsrecht. 716 Kinder wurden bei der Polizei zur Bestrafung angezeigt, davon allein 316 wegen Diebstahls, 12 wegen Betrugs, 14 wegen Brandstiftung, 23 wegen Körperverletzung zc. Unter den 6466 beim Leichenkommissariat eingegangenen Anzeigen über Unglücksfälle zc. befanden sich nicht weniger als 1114 mit tödlichem Ausgang, darunter 37 infolge von Brandwunden, 176 von Erhängen, 60 von Erschießen, 19 von Erstickten, 93 von Ertrinken, 60 von Sturz aus dem Fenster, 52 von Überfahren, 25 von Verbluten, 56 von Vergiftungen zc.

Genug, genug dieser entsetzlichen Schattenseiten des weltstädtischen Lebens!

Erwähnen müssen wir schließlich noch, daß über Berlin 10 Bezirkshauptmannschaften und 82 Polizeibureaus verteilt sind, wель letztere sich mit der Aufsicht ihrer einzelnen Reviere zu beschäftigen und in allen nötigen Fällen sofort Berichte an das Polizeipräsidium zu erstatten haben. Die eigentliche „ausübende Gewalt“ dieser Polizeibureaus, deren Leitung je einem Polizeilieutenant übertragen ist, bildet der Schutzmann, der stets aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen ist; auf hundertertei Sachen muß er Obacht geben und seine Verantwortlichkeit ist eine große: er soll nicht nur über die Sicherheit, Ruhe und Ordnung der Straße wachen, er muß daneben auch unzähligen anderen Dingen seine Aufmerksamkeit widmen, bald die vorüberfahrenden Wagen mustern, ob alles an ihnen in Ordnung ist, bald die Firmenschilder und Schaufensterauslagen beaugenscheinigen; hier soll er einem Fremden Auskunft geben und dort bittet ihn ein Vorübergehender, einer Tierquälerei zu steuern, da wird ihm ein verirrtes Kind zugeführt und im nächsten Augenblick

schon soll er einen Überfahrenen zur nächsten Sanitätswache bringen, gleich darauf gilt's, einen Tumult zu schlichten, und dann muß er eine Matrone über den verkehrreichen Fahrweg geleiten — kurz, überall soll er seine Augen haben und überall soll er zu gleicher Zeit sein. In drückender Hitze und bei eisigem Winde, in Regen und Sturm hält er auf seinem Posten aus, und dieser Posten verlangt einen ganzen Mann, der über Umsicht, Thatkraft, Entschlossenheit gebietet. Der Vertreter des wachsamem Gesetzes nach außen hin, ist er zugleich die Verkörperung des Pflichtbewußtseins, der treue Diener eines strengen Dienstes, und wenn man ihm einerseits häufig mehr Höflichkeit und Rücksichtnahme dem großen Publikum gegenüber wünschen muß, so kann man ihm auch andererseits eine bessere Besoldung wünschen, denn diese ist nur recht gering und verdiente eine halbdige und nennenswerte Erhöhung!

 2.

Die Kriminalpolizei

und ihre Stellung zum Verbrechenertum.

Das Kriminalkommissariat bildet, wie wir in dem vorangehenden Kapitel schon hervorgehoben, eine besondere Gruppe der vielumfassenden vierten Polizeiabteilung, welche sich mit dem gesamten Sicherheits- und Sittendienst Berlins zu beschäftigen hat, und zerfällt wiederum in drei Kriminalpolizei-Inspektionen; an der Spitze jeder derselben steht ein Inspektor, dem mehrere Kriminalkommissare sowie eine größere Anzahl von Kriminalwachtmeistern und -Schutzleuten zugeteilt sind, während die oberste Leitung in den Händen des „Chefs der

Kriminalpolizei“, gegenwärtig des Grafen Plücker, eines ebenso umsichtigen und pflichteifrigen, wie gegen seine Untergebenen liebenswürdigen und gerechten Beamten, ruht. Die erste Kriminalinspektion umfaßt acht Bezirkskommissariate, welche entsprechend den acht Bezirkshauptmannschaften Berlins eingerichtet sind und welche die minder wichtigen Sachen bearbeiten, namentlich Gelegenheitsdiebstähle, Körperverletzungen, Hausfriedensbrüche, Beleidigungen, strafbaren Eigennutz zc. Die zweite Inspektion bearbeitet die Anzeigen derjenigen Vergehen und Verbrechen, bei denen eine ausgebreitete Personalkennntnis die Ermittlung insofern erleichtert, als bei bestimmten Vergehen und Verbrechen — wir nennen nur Einbrüche, Taschen-, Kofli-, Laden-, Schlafstellen- und Marktdiebstähle, gewerbsmäßiges Hazardspiel, Hochstapelei zc. — der Thäter von vornherein in bestimmten Kreisen bekannter Personen zu suchen ist. Die dritte Inspektion beschäftigt sich mit Anzeigen über betrügerischen Bankerott, mit Postunterschlagungen und -Schwindeleien, mit Wundersachen, Wechselfälschungen, Münzverbrechen, HäuserSchwindel und Patentverletzung.

Der Geschäftsgang dieses Kriminalkommissariats, welches seinen Sitz im Polizeipräsidentengebäude hat, ist folgender: die Anzeigen über vorgekommene Vergehen und Verbrechen werden zunächst in den einzelnen Polizeirevieren, deren, wie bereits erwähnt, zweiundachtzig über ganz Berlin verstreut sind, erstattet und diese lassen die Meldungen, Protokolle zc. auf dem vorgeschriftsmäßigen Wege der Centralbehörde zugehen; hier werden sie dem Chef vorgelegt und von diesem je nach ihrer Abart der ersten Inspektion, beziehungsweise je nach dem Thatorte, einem der acht Bezirke derselben, der zweiten oder dritten Inspektion zur Bearbeitung überwiesen. Der Vorsteher der zweiten Inspektion, mit welcher wir uns hier besonders zu beschäftigen haben und die augenblicklich von Herrn von Meer-scheidt-Hillefsem geleitet wird, teilt wiederum die ihm zugegangenen Sachen den bei ihm beschäftigten Kriminalkommis-

saren und Wachtmeistern zu und behält sich von vornherein die Einwirkung in der Bearbeitung vor, ebenso wie er in letztere gelegentlich selbst eingreift und sie beim Abschluß prüft. So ist er stets über alle in der gewerbsmäßigen Verbrechenswelt vorkommenden Bewegungen unterrichtet und kann jederzeit seinen Kriminalkommissaren wie seinen Mannschaften die entsprechende Hilfe gewähren.

Bei besonders wichtigen Angelegenheiten erhält selbstverständlich diese zweite Inspektion telegraphische Nachricht seitens der einzelnen Polizeireviere. Nehmen wir an, bei einem der letzteren sei ein Mord oder Raubmord angezeigt worden; sogleich wird davon durch eine Ordonanz der Bezirksphysikus zur Stelle gerufen, ebenso wie umgehend der Chef der Polizei, das Kommando der Schutzmannschaft, die Polizeihauptmannschaft, zu welcher das betreffende Revier gehört, der Chef der Kriminalpolizei, die Staatsanwaltschaft, die Kriminalabteilung und das Leichenkommissariat durch Depeschen benachrichtigt werden. Währenddessen ist der Vorstand jenes Polizeireviers mit den gerade verfügbaren Schutzleuten an den Thatort geeilt und hat denselben derart abgesperrt, daß alles so erhalten bleibt, wie man es vorgefunden hat; in kürzester Frist erscheinen dann die Beamten der benachrichtigten Behörden, hauptsächlich der Kriminalabteilung und Staatsanwaltschaft, und veranlassen das Weitere; der Reviervorsteher aber, zumeist ein Polizeilieutenant, muß sofort seine Berichte über das am Thatorte Gesehene und Gehörte an den Polizeichef, an den Oberregierungsrat (Stellvertreter des ersteren und Dirigent der ersten Polizeiabteilung), an die Staatsanwaltschaft und an die Kriminalabteilung erstatten. Letztere entfaltet alsdann eine fieberhafte Thätigkeit; vor allem werden jene Kriminalbeamten, die sich zur Zeit nicht im Dienst befinden, telegraphisch von dem Ereignis unterrichtet, mit der Befähigung, sich auf das schnellste im Präsidialgebäude einzustellen; hier laufen alle Fäden zusammen, oft ein kaum entwirrbares Netz bildend, in welchem der Schuldige gefangen

werden soll — Tag und Nacht herrscht die unermüdlichste Thätigkeit: Konferenzen werden abgehalten, einzelne Instruktionen erteilt, Zeugen vernommen, Verdächtige vorgeführt, Aussagen protokolliert und verglichen, Depeschen nach auswärts gesandt und empfangen — eine den Unbeteiligten mitreisende nervöse Aufregung durchzittert gewissermaßen jenes der Kriminalabteilung eingeräumte Viertel des gewaltigen Polizeipalastes und läßt erst nach, wenn die Kunde von der Ergreifung des Thäters durch den Blitzfunken hierher mitgeteilt wird.

Der Thäter oder — um den Einzelfall zu verlassen — alle Diejenigen, welche sich eines Verbrechens oder Vergehens schuldig gemacht oder welche in irgend einer Weise, sei es durch Lärm, durch Trunkenheit, durch Mißhandlung, Widerstand zc., öffentliches Ärgernis erregt haben, werden dem nächsten Polizeirevier (diesen Polizeirevieren liegt, um es gleich hier zu erwähnen, auch die Kontrolle über die „unter Polizeiaufsicht“¹⁾ stehenden Personen, mehrfach bestrafte Verbrecher, ob) eingeliefert, dessen Vorsteher das Protokoll aufnimmt; können sich die bei leichteren Überschreitungen Betroffenen legitimieren, so werden sie alsbald wieder entlassen, die anderen werden in dem Arrestlokal oder bei schweren Vorkommnissen in der Einzelzelle so lange in Haft behalten, bis ihre Verbringung nach dem Polizeipräsidialgebäude erfolgt.

Diese Überführung vermittelt der sogenannte „Grüne Wagen“, welchem die Berliner mancherlei Spitznamen, wie

¹⁾ Diese „Polizeiaufsicht“ hat den doppelten Zweck, die unter ihr stehenden Personen genau zu beobachten, um etwaige von ihnen geplante Verbrechen zu verhindern und zu verhüten, ferner erstere zu reeller Arbeit und zum andauernden redlichen Erwerbe anzuhalten und zu gewöhnen. Die Polizeiaufsicht, die neben den Gefängnis- resp. Zuchthausstrafen besonders verhängt wird, wird streng ausgeübt; der ober die davon Betroffene hat sich den Polizeiverfügungen genau zu unterwerfen und kann jederzeit von den Polizeiorganen auf seine resp. ihre Thätigkeit, den Lebenserwerb zc. hin kontrolliert werden.

„Grüner Anton“, oder „Grüner Heinrich“, „Kriminal EQUIPAGE“ zc., gegeben haben. Sieben solcher Wagen sind fast stets unterwegs, da jeder von ihnen im Laufe von vierundzwanzig Stunden viermal nach den Polizeirevierwachen, welche Gefangene beherbergen, fährt. Die Nachricht, daß Gefangene vorhanden sind, wird dem Polizeipräsidium telegraphisch in denkbarster Kürze — nur die Nummer des Reviers und die Zahl der Gefangenen vor einem „G“ — mitgeteilt; die Wagen fahren früh um acht, dann mittags um zwölf, abends um acht und nachts um zwei Uhr ab und kehren je nach der Entfernung möglichst rasch mit ihrem lebenden Inhalt wieder zurück. Jeder kann sechzehn bis achtzehn Gefangene aufnehmen, oft aber sind es mehr und die Arretierten müssen dann dichtgedrängt stehend die Fahrt zurücklegen, wie es auch vorkommt, daß die Wagen nicht auf einmal die Menge der Arrestanten fortbringen können und doppelt fahren müssen. Die innere Einrichtung eines solchen Wagens besteht aus einer rings um die Wand laufenden Sitzbank sowie aus zwei, für gefährliche Gefangene bestimmten zellenartigen Verschlägen, neben denen, und zwar dicht an der vergitterten Thür, der begleitende Schutzmann seinen Platz hat. Außer diesem Verkehr in Berlin selbst befördern diese grün angestrichenen, in auffälliger Kastenform gebauten, schwerfälligen, fensterlosen Gefährte die Gefangenen nach den Gefängnissen im Moabiter Kriminalgericht, in Plötzensee und Kummelsburg und bringen auch die erkrankten Verhafteten nach der Charité, wo eine besondere Abteilung für dieselben eingerichtet ist.

Rollt der „Grüne Wagen“ in den an seiner Rückseite von den Polizeigefängnissen abgeschlossenen Hof des Präsidialgebäudes ein, so wird hiervon durch ein Glockenzeichen die Schutzmannswache unterrichtet und zwölf Schutzleute eilen nebst einem Wachtmeister herbei, sich an der Thür des Wagens aufstellend; dann erst wird dieselbe geöffnet, der den Wagen begleitende Schutzmann meldet dem Wachtmeister

mit lauter Stimme die Zahl der Fahrgäste und übergiebt ihm die in den Polizeirevieren erhaltenen, die Verhafteten betreffenden Schriftstücke.

„Aussteigen!“ — schon drängen sich an der Thür die Arretierten, eine buntgemischte Gesellschaft, in ihren einzelnen halb eleganten, halb verlumpten Erscheinungen das Elend, Laster und Verbrechen der Millionenstadt verkörpernd: hier ein alter, gebrechlicher Mann, der kaum die hohen Trittbretter herunterzulatern vermag, weniger aus Altersschwäche als wegen des Schnapsdusels, der sein Gesicht flammend geröthet hat, dann einige Bagabunden, echte Wassermaunische Gestalten, deren Kleidungen das häufige Logieren bei „Mutter Grün“ verraten, dort mehrere vor Ermattung und Furcht zitternde bejahrte Frauen und Männer, die beim Betteln ergriffen wurden, dann junge Burschen, einer von ihnen noch mit der Militärmütze auf dem Kopf, die wegen groben Unfugs arretiert wurden und auch hier in ihrem Benehmen die denkbarste Frechheit zur Schau tragen, unter sich plaudernd und die widerwärtigen Mienen zu einem höhnischen Grinsen verziehend, neben ihnen ein armer, verhärtet ausschauender Blödsinniger, der auf der Straße gefunden wurde und fortwährend leise vor sich hinspricht, dabei mit den Händen lebhaft gestikulierend, einige auf Abwegen ergriffene Mädchen, diese mit pelzbefetztem Sammetjackett und mächtigem Federhut, jene in dünnem Kattunkleidchen, ein Umschlagtuch um den Kopf und den Oberkörper gehüllt, dort, das Herz krampft sich in bitterem Weh zusammen, ein Kind fast noch, kaum vierzehn Jahre alt und schon Gleichgültigkeit in den blassen, übernächtigen, von blondem Haar eingerahmten Gesichtszügen, wiederholt bereits auf dem Pfabe des Lasters ergriffen!

Aber auch für Humor ist gesorgt, wenn auch für einen verzweifelt unfreiwilligen: welsch merkwürdige Erscheinung klettert dort aus dem Wagen? Ein absichtlich vorgeschobener Capotthut bedeckt den Kopf, zerrissen hängt der Schleier

herab, ein weiter, ängstlich zusammengeraffter Radmantel läßt ein grün und weiß gestreiftes Kleid vorschimmern, und beim Heruntersteigen enthüllt sich uns ein Paar sehr kräftiger, mit starken Zugstiefeln bekleideter Füße.

„Welchen Vogel bekommen wir denn da wieder?“ sagt der Wachtmeister und betrachtet aufmerksam die Gestalt.

„Die schwarze Minna!“ meint der Schutzmann.

„Ah, ein alter Bekannter, auch 'mal wieder ertappt?“

Die Mädchen kichern verstohlen, und die Bagabunden raunen sich einige spöttische Bemerkungen zu; „die schwarze Minna“ scheint sich aber sehr ungemüthlich zu fühlen und nicht zu wissen, zu welcher der beiden bereits gesondert stehenden Gruppen sie sich gesellen soll.

„Geh man zu deinem Geschlecht, schwarze Minna,“ sagt der Wachtmeister und zeigt auf die Strolche — denn die „schwarze Minna“ ist ein Mann, der es liebt, in weiblicher Verkleidung seine abenteuerlichen Fahrten zu unternehmen.

Doch der Wagen ist noch immer nicht geleert — ein Schutzmann steigt hinauf und schiebt die Riegel der kleinen Zellen zurück, aus jeder tritt ein Mann, einer von ihnen, die Hände aneinander gefesselt, ein auf einem Einbruch ertappter, gewaltthätiger Verbrecher, während der andere, sein Gefährte, den Aufpasser abgab und dabei mit ergriffen wurde — die Schutzleute haben enger den Wagen umschlossen, die übrigen Arretierten blicken neugierig auf den Einbrecher.

„'s ist der Kellner-Justav,“ sagt einer der Pennbrüder, „det wird wohl wieder n' paar Jahre Zuchthaus jeben.“

Der den Spitznamen „Kellner-Gustav“ führende Verbrecher, welcher ohne Hut und Mantel ist, kümmert sich nicht um seine Umgebung, gleichmüthig starrt er vor sich hin auf den Boden, er weiß, daß kein Leugnen möglich ist, da er auf frischer That ertappt wurde, und daß ihn auf geraume Frist die Zuchthausmauern wieder einschließen werden; höchstens sinnt er darüber nach, wie er seinen Genossen, den er nativ-

lich gar nicht kennen will, mit dem er aber schon oft genug „gearbeitet“ hat, durch ein kunstvolles Lügengewebe befreien kann.

Die beiden Verbrecher stehen abseits und werden nun, nachdem der Wagen seines lebenden Inhalts entledigt ist, von mehreren Schutzleuten sofort zur Kriminalabteilung gebracht. Die übrigen Arrestanten haben sich bereits in eine männliche und eine weibliche Gruppe gesondert und werden unter Bedeckung nach dem nahen Männer- resp. Frauengewahrsam geführt, um sobald wie möglich vor den Richter gestellt und, je nachdem, zu kürzerer oder längerer Polizeihaft oder Strafarbeit verurteilt zu werden. Daß es sich hier nie um lange Untersuchungen der Vergehen und Gesetzesübertretungen handeln kann, liegt auf der Hand. Zumeist nehmen die Schuldigen auch ruhig ihr Strafmaß entgegen, nur bei den Frauen und Mädchen kommt es häufiger zu erregten Szenen; viele von ihnen verstehen das Komödie spielen vorzüglich und beteuern mit dramatischer Lebhaftigkeit ihre Schuldlosigkeit, andere, hier hinter den hölzernen Schranken mit den verworfensten ihres Geschlechtes zusammengedrängt, bereuen tief den ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn, die unvermeidlich zum Verderben führt, und möchten gern zurück auf den einmal verlassenem Pfad des Rechts.

Während des Tages beherbergen also diese Polizeigewahrsame nur vorübergehende Gäste, die eigentlichen „Logisnehmer“ und „Logisnehmerinnen“ werden während des Abends und der Nacht eingeliefert; Wagen auf Wagen rollt dann in den einsamen Polizeihof ein, und eine Schar nach der andern wird den hallenden Korridor entlang geführt und verschwindet hinter der von einem Schutzmannsposten besetzten, starken, eisenbeschlagenen Thür, neben der ein Signalapparat angebracht ist, sodaß bei einem Krawall sogleich Hilfe von der nahen Schutzmannswache zur Stelle ist. Aber fast nie ist es nötig: diese Pennbrüder und Landstreicher, diese Betrunknen und Herumtreiberinnen verhalten sich meist

ruhig, und ist einer oder eine von ihnen einmal ungebärdig und befolgt nicht die Anordnungen des wachhabenden Schutzmannes, so sind die Isolierzellen nahe, und es gehört nicht einmal zu den Annehmlichkeiten des Strolchenlebens, die Nacht in einem solchen kalten, engen, finsternen Viereck auf hartem Steinboden zu verleben! Dagegen ist ja dieser Polizeigewahrsam beinahe noch als gemüthlich zu bezeichnen; der große, gewölbartig gebaute Raum ist im Winter geheizt und durch mehrere Gasflammen erhellt; hinter dem hölzernen Gatter, welches den Aufenthaltsort des Schutzmannes von dem der Eingelieferten abschließt, steht eine Anzahl hölzerner Bänke, die zur schlechteren Jahreszeit häufig sämtlich besetzt sind.

Ein trauriger, herzbewegender Anblick, diese Elendesten der Elenden hier zu beobachten, zumal in ihrem stumpfen Gleichmuth, der in jeder ihrer Handlungen und Bewegungen zur Schau tritt — ob sie, wenige Worte miteinander wechselnd, nebeneinander sitzen, ob sie in stumpfer Gleichgültigkeit vor sich niederstarren, ob sie sich ihr „Lager“ zurecht machen, indem sie die zusammengerollte Sacke als Kopfkissen benutzen! Sie alle tragen den Stempel der grenzenlosesten Unempfindlichkeit gegen die Eindrücke der äußeren Welt auf ihren Zügen, und doch ist diese Welt wohl manchem einstmals in besserem und freundlicherem Licht erschienen und hat ihm eine andere Zukunft vorgegaukelt als diese trübe Gegenwart. Und dabei möchte man die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich der eine oder andere, unterstützt von einem glücklichen Zufall, zu einem menschenwürdigeren Dasein wieder emporschwingt und später mit Entsetzen jener Nacht im Polizeigewahrsam gedenkt, jener Nacht, die ihn leicht für immer dem Verderben überliefert. Denn wie oft werden hier Bekanntschaften geschlossen mit Anfängern auf der Verbrecherlaufbahn, und das nächste Mal führt dann nicht der Weg hier zum Gewahrsam, sondern sogleich zur Kriminalabteilung und zum Gefängnis, und dann ist meistens jede Rückkehr zu einem anderen Leben abgeschnitten! —

Sehen wir uns nun einmal wieder nach jenen um, die unter starker Schutzmannsbedeckung unmittelbar vom „Grünen Wagen“ der Kriminalpolizei überliefert wurden; ihr nächster Aufenthalt ist, nachdem ihnen Hut, Messer, Papiere, Geld zc. abgenommen wurden, das Wachtzimmer; mehrere Wachtmeister arbeiten hier, welche die Transportscheine der Verhafteten erhalten und deren Personalien feststellen. Ist dies gethan, so werden die Eingelieferten in das Siftierzimmer gebracht, dessen ganze Ausstattung aus einer sich an den Wänden entlangziehenden hölzernen Bank, in einem mit Wasser gefüllten Blechkrüge und einem Becher zum Trinken besteht. Gewöhnlich sind hier schon „Gäste“ vorhanden, denen selbstverständlich jede Verständigung oder Unterhaltung, sei es durch Worte oder durch Gebärden, aufs strengste verboten ist, und daß diese Verordnung innegehalten wird, dafür blirgt der hier aufgestellte, herkulisch gebaute Schutzmann, welcher, die Pickelhaube auf dem Kopf, scharf die Inhaftierten beobachtet. Während dieselben hier weilen, sind ihre Personalien in die Registratur gelangt, wo in riesenhohen Regalen die Akten über jeden Berliner Einwohner aufbewahrt werden; nach wenigen Minuten sind die zugehörigen Aktenbündel, die neben den Daten der Geburt, Verheiratung zc. auch die etwaigen Vorstrafen enthalten, herausgesucht und wandern nun zu jenem Kriminalkommissar, dem die betreffende Angelegenheit zur Untersuchung überwiesen ist. Nachdem dieser sich über den Verhafteten und dessen That genau unterrichtet hat, läßt er ihn vorführen, und das Verhör beginnt.

Der Ton hierbei ist zumeist ein ganz jovialer, fast immer kennen sich bereits Kommissar und Verbrecher aus früheren Verhandlungen, und während ersterer die „Specialitäten“ des Thäters, seine Schliche und Lügensysteme weiß, fürchtet letzterer mehr oder weniger die „Findigkeit“ und den Scharfsinn des Beamten und richtet hiernach sein Zeugnen ein. Denn geleugnet wird stets, wenn die Sache nicht ganz klar

und ein „Herausreden“ unmöglich ist; die wunderlichsten Behauptungen werden vorgebracht, wobei die geheimnisvolle Person des „Unbekannten“ immer eine große Rolle spielt, namentlich wenn der Betreffende beim Verkauf eines gestohlenen Gegenstandes ertappt oder ihm ein solcher nachgewiesen wurde.

„Ein fremder Mann gab mir das Paket und bat mich, es zum Versakant zu bringen“ — oder: „Getroffen hatte ich ihn schon 'mal, den Mann, der mir die Uhr zum Kaufe anbot, die ich denn bald wieder losschlug; wir hatten 'mal ein Glas Bier zusammen getrunken, seinen Namen weiß ich aber nicht!“

Wie weit diese Frechheit des Lügens geht, zeigt folgender Fall. Ein alter, innerhalb der Gefängnismauern grau gewordener Verbrecher war um Mitternacht in einer fremden Wohnung, in die er durch das Parterrefenster eingestiegen, ergriffen worden — und was führte er als Grund seines gewaltthätigen Eindringens an? Er habe zufällig gehört, daß der Inhaber der Wohnung seinen Hund verkaufen wolle, diesen hätte er sich gern angesehen — und als ihm erwidert wurde, daß der Inhaber jener Wohnung überhaupt keinen Hund besitze, gab er unbedenklich zurück: dann müsse er sich eben in der Hausnummer geirrt haben!

Natürlich sind all diese Ausreden gänzlich nutzlos, können aber das Verhör unnötig ausdehnen und das hierüber geführte Protokoll, welches der Bernommene zu unterschreiben hat, sehr in die Länge ziehen. So redet denn häufig der Kriminalkommissar dem Verhafteten „gut zu“: „Na, Müller, gesteht es doch ein, daß Ihr auch an dem Einbruch beteiligt wart — wir haben doch die Sachen beim Fehler gefunden, und der hat Euch doch angegeben, also warum denn die Lügenmätzchen?“

„Herr Kommissar, ich habe mit der ganzen Sache nichts zu thun!“

„Na, da woll'n wir 'mal den Fehler kommen lassen, der ist ja hier und wird's Euch ins Gesicht sagen —.“

Der Verbrecher scheint auf einen Augenblick unruhig zu werden, blickt dann aber sofort wieder gefaßt zu Boden und bewahrt auch seine Gleichgültigkeit, als der Fehler, ein kleines, zusammengeschrumpftes Männchen mit stechenden Zügen, von einem Schutzmanne hereingeführt wird.

„Kommen Sie einmal her, Zimmermann,“ ruft der Kommissar dem Fehler zu, „Sie haben doch gesagt, daß der Müller hier Ihnen die silbernen Leuchter gebracht hat, wie steht's damit?“

Der Fehler wirft einen ängstlichen Blick auf den Einbrecher, welcher den Eingetretenen gar nicht beachtet, dann sagt er zögernd:

„Nein, Herr Kommissar, der Mann ist's doch nicht; der Mann, der die Leuchter gebracht hat, war größer, er hatte auch einen anderen Bart.“

„So,“ räuspert sich der Kommissar, „von euch beiden schwindelt ja einer immer netter als der andere, namentlich der Müller, der sollte doch nun schon wissen, daß er bei uns damit nicht durchdringt. Müller, seht doch einmal, was ist denn das hier?“

Der Verbrecher sieht auf, und eine leichte Kälte bedeckt sein Gesicht — eine kleine goldene Damenuhr leuchtet ihm entgegen, die aus demselben Einbruch stammt und die er seiner Geliebten geschenkt hat; das hat er doch nicht für möglich gehalten, daß die Polizei von letzterer bereits etwas wüßte, da die beiderseitigen Beziehungen erst seit kurzer Frist datieren, und schnell setzt er nun ein neues Lügensystem zusammen: „Ja, die Uhr —“ er faßt sie näher ins Auge — „was soll ich denn mit der Uhr? —“

„So, diese Uhr kennt Ihr also nicht, alter Junge? Da will ich Eurem Gedächtnis aufhelfen. Ihr habt sie in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag in dem Brandtschen Schanklokal der Klara Elsner geschenkt.“

„Ach, jetzt besinne ich mich, ja, ja, das stimmt,“ meint der Verbrecher, „die Uhr hatte ich von einem Freunde für eine Schuld erhalten.“

„Von einem Freunde also?“ lacht der Beamte. „Auch gut, übrigens hat's mit der Uhr nicht viel auf sich, es handelt sich zunächst um die Leuchter — und nun hier, Müller, habe ich ein Blättchen Papier, das ist bei der Elsner gefunden worden, und da steht drauf, notabene von Eurer Hand geschrieben: ‚die Leuchter bin ich glücklich bei J. Losgeworden, nun ist von dem ganzen Kitt nichts mehr übrig; zugleich hier die erbetenen dreißig Mk.‘ — Und, Müller, damit Ihr nicht nochmals lügt, hier ist Euer Notizbuch und hier habt Ihr jene Seite herausgerissen — seht her, wie hübsch die Stücke zusammenpassen. Ich habe die Elsner noch nicht verhaften lassen, mir scheint aber, daß sie hier mit Euch unter einer Decke steckt und —“

„Nein, nein, Herr Kommissar, das ist nicht der Fall, die Klara hat damit gar nichts zu thun, sie ist wahrhaftig unschuldig.“

„Gut, so gesteht doch endlich selbst — —.“

„Na, Herr Kommissar, ja, ich habe die Sachen gestohlen! Aber die Klara —“

„Laßt doch die Klara jetzt sein, sie soll in die Geschichte nicht verwickelt werden, hier, unterschreibt, und das nächste Mal — es wird wohl ein paar Jährchen dauern, bis wir uns wiedersehen — da seid mit Eurem Bettelschreiben vorsichtiger!“

„Adjes, Herr Kommissar!“

„Adieu, Müller!“ und zu dem Geher: „Zimmermann, jetzt tretet einmal näher, nun woll'n wir noch zusammen ein Hühnchen rupfen,“ und ein neues Verhör beginnt, dem sich dann wiederum sofort weitere anschließen, da die Sache jedes Verhafteten binnen vierundzwanzig Stunden nach seiner Einlieferung so weit gefördert sein muß, daß sie dem Untersuchungsrichter übergeben werden kann — eine Be-

stimmung, die trotz ihrer guten Seiten manchen Nachteil in sich schließt.

Nicht immer geht es mit den Verhören so glatt ab, wie wir es eben skizzirt haben; ist das Verdachtsmaterial kein zwingendes und genau passendes, so müssen hunderte feiner Maschen zusammengezogen werden, um den Verbrecher in der Schlinge zu fangen; oft weigern sich auch die als verdächtig eingezogenen Personen aufs energischste, ihren richtigen Namen zu nennen, verstellen sich mit Körperschwächen — wie Hinken, Schielen, nervösem Gesichtszucken — um die Polizei auf falsche Fährten zu leiten, zumal wenn sie auswärts bereits bestraft sind und nicht wünschen, daß dies die Berliner Polizei erfährt, oder wenn sie noch auswärts über sie verhängte Strafen verbüßen müssen. Vor allem aber muß man erst den Verbrecher haben, um ihn der That überführen und bestrafen zu können, wozu noch kommt, daß „geübte“ Verbrecher häufig so gut ihre Spuren zu verwischen verstehen, daß selbst der gewiegteste Kriminalist an einer Ergreifung verzweifelt, bis meist eine ganz geringfügige Kleinigkeit ihn auf die Fährte bringt und nun die Jagd auf den Thäter ihren Anfang nimmt.

3.

Die Hilfsmittel der Kriminalpolizei.

Die Hilfsmittel, welche der Kriminalpolizei bei der Jagd auf den Verbrecher zu Gebote stehen, sind ebenso mannigfach wie sinnreich und versehen den, der zum erstenmal einen Einblick darein enthält, in das lebhafteste Erstaunen. Obenan steht das Verbrecheralbum, doch ehe wir uns näher mit ihm

beschäftigen, müssen wir kurz die Bedeutung der Photographie für die Kriminalistik überhaupt hervorheben, denn sie ist ein getreuer Bundesgenosse bei der Überführung eines Schuldigen und der Verteidigung eines Unschuldigen. Mehr und mehr wird daher die photographische Wissenschaft von der Polizei zu Hilfe gezogen. Nicht nur daß man Verbrecher wie Verdächtige photographiert und ihre Bilder in hunderten von Exemplaren an die auswärtigen Polizeibehörden versendet, damit diese den Betreffenden erforderlichenfalls bei „Gastreisen“ die nötige Aufmerksamkeit schenken oder die Flüchtigen ergreifen; auch andere Dinge, die für die Aufklärung eines Verbrechens von Wichtigkeit sind, werden photographiert und tragen durch ihre photographische Verbreitung zur Entdeckung bei.

Vor mehreren Jahren war in Berlin eine alleinstehende Frau ermordet und beraubt worden. Man hatte keinerlei Anhaltspunkte, wer der Mörder sein könnte, außer einem Zettel, welcher in der Wohnung unter den Sachen der Ermordeten gefunden wurde und zwei Zeilen Schrift von einer männlichen Hand enthielt, natürlich ohne daß ein Name genannt war. Diesen Zettel ließ die Polizei photographieren und den Berliner Zeitungen in Abzügen zustellen mit der Bitte um Veröffentlichung. Es geschah, der Schreiber eines Rechtsanwalts sah in einer Zeitung die Handschrift, sie kam ihm bekannt vor, er blätterte die Akten durch und traf wirklich bei einer Zeugenaussage auf dieselbe Schrift. Sofort benachrichtigte er die Polizei, diese verhaftete jenen Zeugen und stellte nach kürzester Zeit in ihm den Mörder fest.

In einem anderen Fall wirkte die Photographie als Retter eines Unschuldigen: ein junges Mädchen war ermordet und ein Mann als mutmaßlicher Thäter eingezogen worden; an der Schulter des Mädchens hatte man ein Haar gefunden, welches man für ein Barthaar des Angeklagten hielt. Die durch Photographie erzielte sechzehnhundertfache Vergrößerung des Haares zeigte aber, daß dasselbe von einem Hunde

stamme, und zwar einem älteren, gelben, kurzhaarigen, und in dem Besitzer eines solchen Hundes wurde denn auch später der Mörder ermittelt.

Namentlich bei Untersuchung von Blutspuren, ob diese von Menschen oder Tieren herrühren, ist die Photographie von größter Wichtigkeit: ein eines Mordes Verdächtiger, an dessen Kleidung sich Blutflecken befanden, behauptete, daß diese von einer Ziege herrührten, die er geschlachtet habe, und er konnte auch die Wahrheit seiner Aussage nachweisen. Die Photographie aber zeigte bei zehntausendfacher Vergrößerung, daß außer dem Ziegenblut noch Menschenblut an dem Rock klebte, und der Verhaftete wurde seiner Schuld überführt.

Ähnliche große Dienste leistet die Photographie bei Entdeckung von Urkundenfälschungen, da die verschiedenen Tinten im Bilde je nach ihrer chemischen Zusammensetzung verschieden erscheinen. So war einmal ein Zeuge zum 21. eines Monats vor Gericht geladen; er hatte die Frist versäumt und nun, um der kleinen Geldstrafe zu entgehen, aus der 1 eine 4 gemacht; die Photographie wies ihm seine „Verbesserung“ nach, und er erhielt wegen Urkundenfälschung acht Monate Gefängnis. Auch Radierungen treten in der vergrößerten photographischen Abbildung deutlich hervor und haben die Entlarvung manches klug angelegten Betruges zur Folge gehabt. — ¹⁾

¹⁾ Auch neuerdings ist wiederum die Chemie der Kriminalpolizei zu Hilfe gekommen, indem es René Forgeot gelungen sein soll — weitere Beweise sind freilich noch abzuwarten — die verborgenen Spuren von Verbrechen sichtbar zu machen. Legt ein Verbrecher seine Hand auf eine Tapete oder schreitet mit nackten Füßen durch ein Zimmer, so hinterläßt die stets vorhandene Feuchtigkeit oder der Schweiß der Haut latente Spuren, die ohne weiteres nicht wahrnehmbar sind, aber durch chemische Hilfsmittel in die Erscheinung treten. Berührt man ein Papier, so zeigt dasselbe keine Spur eines Einbruchs von der Hand, läßt man aber nach längerer oder kürzerer Zeit eine mit gewöhnlicher Tinte gefärbte Platte darüber gehen, so sieht man nicht nur die ganze Hand, sondern sogar in feinen Zeichnungen die Tastlinien hervortreten, die bei allen Menschen verschieden laufen und, da sie für jeden einzelnen

Doch nun zum Verbrecheralbum; auf seine Einrichtung und seinen Umfang darf die Berliner Kriminalpolizei mit vollem Recht stolz sein, denn es hat in unzähligen Fällen sich als ein unschätzbares Hilfsmittel erwiesen. Seine eigentliche Anlage verdankt es der Umsicht des Inspektors der Kriminalpolizei, des von uns schon mehrfach erwähnten ungemein thätigen und verdienstvollen Herrn von Meerscheidt-Hüllessem, der sich 1876 für seine persönlichen Zwecke eine Sammlung von Photographien aller möglichen Verbrecher anlegte und diese durch Zuwendungen seiner kriminalistischen Kollegen rasch erweiterte, bis er sie zum Besten des Dienstes an die Polizei abtrat. Heute besteht das vielgerühmte „Verbrecheralbum“ aus zwölf Großfoliobänden und enthält insgesamt an achttausend Photographien, von dem mehrfachen Mörder an, bei welchem ein Kreuz auf einem Grabhügel seine Hinrichtung bedeutet, bis zu der zwölfjährigen Spitzblübin, die in einem Laden einige Meter Seidenband gestohlen hat. Die Einteilung der Bände ist folgende: 1) Mörder und Einbrecher. 2) Taschendiebe. 3) Laden- und Marktdiebe. 4) Schlafstellendiebe. 5) Bauernfänger. 6) Hochstapler, Fälscher, Betrüger. 7) Boden-, Kollis-, Paletot-, Billardbälle-, Gasarme- und Thürflinkendiebe. 8) Verschiedene Verbrecher, die keine „Specialität“ erwählt haben. 9) Dirnen sowie Männer mit unnatürlichen Neigungen. 11) Photographien von auswärts, Landstreicher. 12) Photographien internationaler Diebe und Betrüger.

Man sieht, eine nette Sammlung, mit deren einzelnen Typen wir uns später zu beschäftigen haben werden.

Charakteristische Unterschiede zeigen, als untrügliche Erkennungszeichen dienen können. Fergeot hat denn auch bereits mit seinem merkwürdigen Verfahren die Identität von Händen aus Nachdrücken festgestellt. Augenblicklich studiert er die Mittel, welche es ermöglichen, Abdrücke von nackten Füßen auf dem Parkett und von Fingern auf dem Glase festzustellen. Bis jetzt sollen 2prozentige Silberlösungen für Abdrücke nackter Füße auf dem Parkett und Osmiumsäure oder Dämpfe von Fluorwasserstoffsäure für Fingerspuren am Glase die besten Ergebnisse liefern.

Jeder Photographie sind nähere Angaben über den Photographierten beigelegt: zunächst der Name, dann sein Körpermaß, weiter eine kurze Personalbeschreibung. Also zum Beispiel: „Nr. 187. Friedrich Karl Schulze. 1,73. Haar schwarzbraun, Augen braun, Nase lang und schmal, Lippen aufgeworfen, Schnurrbart braun.“ Ober: Nr. 510. Ernst August Lehmann. 1,85. Haar dunkelblond, kraus, etwas meliert, Augen blaugrau, Nase gestülpt, Vollbart dunkelblond, Stirn links eine gezackte weiße Narbe, nach unten gebogen.“

Die Durchsicht dieser Bände ist einerseits sehr merkwürdig, andererseits wieder in höchstem Grade abstoßend; zwar entspricht es nicht eigentlich den Thatsachen, wenn man von einem „Verbrechertypus“ spricht, denn manche dieser Mörder und Einbrecher sehen äußerst harmlos aus und würden selbst gewiegte Physiognomiker irre führen: dann aber kommen wieder Gesichter vor, die soviel Rohheit, Heimtücke und Haß ausdrücken, daß man sich mit Entsetzen abwendet. — Unter den Bauernfängern fällt uns eine ganze Reihe eleganter Erscheinungen auf, die, wenn man sie an anderen Orten treffen würde, niemals den Verdacht erweckten, daß ihres Daseins einziger Zweck Betrug und Gaunerei ist. Auch unter den „Damen“ fehlt es nicht an reizvollen, scheinbar vornehmen Gestalten, ebenso wenig unter den internationalen Dieben, die mehrere Sprachen gewandt sprechen und geschickt mit dem Ordensbändchen im Knopfloch zu kokettieren verstehen. Für Mannigfaltigkeit in der Toilette ist ebenfalls gesorgt: hier sehen wir eine vom Ball fort in Haft gebrachte schlanke Blondine in pikantem Maskenkostüm, dort eine Marktdiebin mit dem Korb in der Hand, einen Einbrecher als Postboten verkleidet, einen Kollidieb in der Tracht eines Kollkutschers, eine ganze Zahl von Männern in Frauenkleidungen, einen Paletotdieb, den dünnen Körper in zwei gestohlene Überzieher gehüllt, einen mit Schaffelmütze und Schnürrock versehenen Perser, der gelegentlich eines kleinen Einkaufes in einem Juweliergeschäft mehrere Diamantringe

„aus Versehen“ einsteckt, und einen Mulatten, der umfassende Gasthofschwindeleien verübte.

Manche der Bilder zeigen uns, daß es den also Ausgezeichneten durchaus nicht erwünscht war, gratis abkonterfeit zu werden, mehrfach sieht man teilweise oder vollständig verzerrte Gesichter, hier ein zugekniffenes Auge, dort einen verzogenen Mund oder eine heruntergeklappte Kinnlade. Auf anderen Porträts erblickt man den Verbrecher in der Zwangsjacke, oder es werden als Randverzierung die Hände und die Gestalten der Polizisten sichtbar, welche den zu Photographirenden mit Gewalt auf seinen Sitz niederdrücken. Früher mußten derartige Maßregeln, die in schroffem Gegensatz zu dem sonstigen: „Bitte, recht freundlich!“ der Photographen stehen, häufiger angewendet werden, heute macht die Blitzphotographie ihrem Namen zu sehr Ehre, als daß der Verbrecher zu besonderen Verstellungen noch Zeit behielte. —

Das photographische Atelier befindet sich dicht bei den Zimmern des Inspektors der Kriminalpolizei und besteht aus einem kleinen, halbdunklen Raum, in welchem stets Gas brennt; an zwei Seiten flackern mehrere Spiritusflammen, ein leichter Druck auf einen Gummiball entzündet das Magnesiumpulver, bei dessen Licht photographiert wird, und im selben Augenblick ist auch schon die Aufnahme fertig, die fast immer lebendig und anschaulich ausfällt. Ist der Verbrecher halsstarrig, so schreitet man gegenwärtig nur noch im äußersten Notfalle zur Gewalt, meistens versucht man durch List, ihn zur Ruhe zu bringen; ein Beamter plaudert mit ihm oder stellt sich, als ob er ihn verhöre, Akten werden ihm vorgelegt und Fragen an ihn gestellt, bis plötzlich das Magnesium aufzischt und der Beamte ironisch lächelnd sagt: „Schönsten Dank, das Bild wird vorzüglich werden!“ Kann man aber einen Verbrecher um keinen Preis zum „ruhigen Sitzen“ bringen, so wird er, ohne daß er es merkt, während einer Verhandlung oder eines Verhörs gezeichnet; nach dieser Zeichnung fertigt man dann eine Photographie an. Von

jeder Photographie werden vier Abzüge gemacht; einer derselben kommt in das Verbrecheralbum, einer in die Personalakten, den dritten erhält der Vorstand der Kriminalabteilung und der vierte gelangt an die Beamten derselben zur genaueren Kenntnissnahme.

Welche Dienste das Verbrecheralbum thut, geht am besten daraus hervor, daß es täglich mehrfach benutzt wird und jährlich einige hundert Entdeckungen vermittelt. Einem Fremden ist im Theater seine Börse abhanden gekommen; neben ihm hat ein ruhiger älterer Herr gefessen, der auch wiederholt mit ihm geplaudert hat. — „Das ist er!“ ruft der Bestohlene aus und zeigt auf ein Bild. „Aha, dacht' ich mir's doch,“ versetzt der Beamte, der mit größter Sorgfalt und erstaunlicher Personen- und Physiognomiekenntnis diese seltsame Bildergalerie verwaltet, — und nach wenigen Minuten ist der Verhaftsbefehl ausgeschrieben.

Ein anderer Fall: eine Dame hat ein Dienstmädchen angenommen und ist mit dem bescheidenen, fleißigen, am liebsten Plattdeutsch sprechenden Landkinde sehr zufrieden; nach acht Tagen jedoch ist die Küchenfee verschwunden und mit ihr allerhand Wäsche, Kleider, Gold- und Silbersachen aus dem Besitz der Herrschaft; man rät der Dame, sich an die Kriminalpolizei zu wenden und hier legt man ihr sofort das Verbrecheralbum, Band IX, vor. „Auf der sechsten Seite wird sie wohl sein, diese Emma Schubel,“ sagt mit ruhiger Bestimmtheit der Beamte. „Sie hieß aber Auguste Pechow,“ versetzt schlichtern die Dame. „O, die hat noch mehr Namen, auch ablige, — sehen Sie her, diese ist es doch?“ und der Kriminalbeamte weist auf eine der Photographien. Aber die Dame schüttelt den Kopf: „Nein, nein, das ist sie nicht!“ denn ihr blickt eine vornehme Salonererscheinung entgegen, in enganschließendem Plüschjackett, mit modernem Hüthen, unter dem kunstvolle Vöckchen hervorgucken, mit dem zierlichsten Sonnenschirm und den elegantesten Handschuhen. „Sie wird's wohl doch sein,“ versetzt

der Polizist, „diese Emma Schubel liebt die Verkleidungen: heute Baronin und morgen Dienstmädchen, dann wieder Bonne oder Stütze der Hausfrau; aber wir haben ja mehrere Aufnahmen von ihr — wie steht's denn mit dieser?“ und er zeigt auf ein hübsches Dienstmädchen mit einem Hamburger Häubchen auf dem glattgescheitelten Haar, mit weißer Schürze und baumwollenem Kleide. „Ja, das ist die Auguste!“ — ruft die Dame fast erschrocken aus. — „Ja, ja, die macht gern solche Späße,“ meint der Beamte, „wir müssen uns beeilen, sie zu fassen, sonst finden wir von den Sachen überhaupt nichts mehr; 's ist 'ne alte Bekannte von uns, sechsmal bestraft!“ — —

Neuerdings hat die Berliner Kriminalpolizei auch die Messungen der Verbrecher eingeführt, gemäß dem von Dr. Bertillon in Paris begründeten „anthropometrischen System“, welches, gestützt auf die Ergebnisse der Anatomie, in der Messung gewisser Gliedmaßen besteht und auf diesem Wege das spätere Wiedererkennen erleichtern will. In Berlin geht man nicht so weit wie in Paris, sondern nimmt hier nur vier Messungen vor, die der Schädellänge, der Schädelbreite, der Länge des Mittelfingers der linken Hand und der Länge des linken Armes vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers. Ob und wie sich diese Messungen in der Praxis bewähren, kann erst nach einer längeren Erfahrung entschieden werden.

In Verbindung mit dem Verbrecheralbum stehen die Registerblätter sowie die Merkmalverzeichnisse, welche letztere noch als Anhang eine Sammlung der Verbrecherspitznamen haben. Die Registerblätter, deren Nummern mit denen des Verbrecheralbums gleichlaufen, enthalten die für die Untersuchung notwendigen Personalangaben. Angenommen, ein Dieb sei aus dem Verbrecheralbum festgestellt worden: Nummer 310 steht unter seiner Photographie; schlägt der Beamte Nummer 310 der Registerblätter auf, so findet er zunächst nochmals ein Bild des Diebes, neben diesem sodann die

schriftlichen Ergänzungen: „Himmelmann, Friedrich (eigentlich Herschel); Schuhmacher, Handelsmann. Geboren 7. März 1853 in Warschau. W. 2931, A. G. (Altennummern der Warschauer Polizei). 1883 wegen bandenmäßigen Taschendiebstahls zu Saarlouis — 2 Jahre Zuchthaus. 10. April 1884 Taschendiebstahl (Konstanz) 2 Monate Gefängnis. 13. Juli 1888 Bandendiebstahl (Bonn) 2 Jahre 9 Monate Zuchthaus.“ Mit Leichtigkeit kann der Kriminalkommissar oder Untersuchungsrichter sich nun weitere Aufschlüsse über diesen Dieb verschaffen.

Die Merkmalverzeichnisse, welche gleichfalls einen sehr starken Großfolioband füllen, sind eingeteilt nach: Haaren, Augen, Nasen, Ohren, Händen, Füßen, Narben, Buckel, Tätowierungen und Stottern. Schlagen wir einmal das Kapitel der Nasen auf, so finden wir beispielsweise: „Thiele, Ernst, 2201 (dies ist wieder die Nummer der Registerblätter, folglich auch die des Verbrecheralbums), Nasenrücken nach links gebogen“; bei den Füßen etwa: „Werftag, Friedrich, 751, das linke Bein kürzer als das rechte,“ oder bei den Tätowierungen, die man häufig bei den Verbrechern antrifft: „Schmidt, Ernst, 6610. Auf der Brust einen Adler, auf dem rechten Arm zwei gekreuzte Schwerter, einen Engel und eine Frau, auf dem linken Arm ein Schlächterwappen und eine Schlange.“ —

Ganz merkwürdig ist die alphabetische Zusammenstellung der Verbrecherspitznamen, die theils mit dem Vornamen, theils mit dem Geburtsort oder den ehemaligen Gewerben oder endlich mit dem Außern ihres Trägers in Verbindung stehen. Diese Aufzeichnungen lauten etwa: „Kellner=Emil. — Emil Bäcker, Kellner; 21. Mai 1862 geb. in Berlin. — Einbrecher.“ — Oder: „Stralsunder=Albert. — Albert Brutz, Schlächter. 18. Juni 1856 geb. in Stralsund. — Bauernfänger.“ Oder: „Karambolagen=August. — Karl Friedrich Ernst Schneider, gen. Schulze, 4. Januar 1859 geb. in Berlin. — Einbrecher.“ — Um nur einige Namen noch zu

nennen, erwähnen wir, daß die Berliner Verbrechertwelt einen „Totenkopf“, „Manen=Otto“, „Bäcker=Ede“, „Grauen Anton“, „Matrosen=Albert“, „Kameruner=Fritze“, „Glaßköpfigen=Adolf“, „Schwarzen Richard“, „Rühnen Oswald“, „Malers=Gustav“, „Sammetkäppchen“, „Blonden August“, „Studenten=Oswald“, „Ruchen=Otto“ zc. kennt.

Auch diese Zusammenstellung von Spitznamen hat schon manchen Vorteil gebracht. Einst war in der Mauerstraße ein verwegener Einbruchsdiebstahl verübt worden, und man fahndete vergeblich auf die Thäter; da meldete sich eines Tages ein in derselben Straße wohnender Handwerker bei der Kriminalpolizei und teilte mit, sein zwölfjähriger Sohn habe mehrere Abende hindurch zwei Männer vor der Hausthür getroffen, von denen er zufällig zweimal den Namen „Roter Otto“ gehört habe. Die Kriminalpolizei ließ von nun an den „Roten Otto“, auf den sie bis dahin keinerlei Verdacht gehabt hatte, scharf beobachten, dann Hausdurchsuchungen bei ihm halten und entlarvte ihn richtig als einen der bei jenem Einbruch beteiligten Verbrecher.

Noch wesentlichere Unterstützung bieten die Merkmalverzeichnisse, und auch hier möge ein Fall für viele genügen. Zur Kriminalpolizei kam eine von ihrem Töchterchen begleitete Witwe; sie war von einem gewohnheitsmäßigen Dieb, der vorgegeben, ein Zimmer bei ihr mieten zu wollen, bestohlen worden. Als man ihr das Verbrecheralbum vorlegte, vermochte sie das Bild des Spitzbuben nicht zu entdecken; als man sie aber fragte, ob er ihr nicht durch irgend etwas in seinem Außern aufgefallen sei, da rief das Töchterchen: „Mama, ich habe es genau bei dem Mann gesehen, er hatte an einem Daumen einen Schnitt, eine Narbe.“ Der Beamte sah unter „Narben“ nach und fand sofort den Dieb heraus, auf den die Beschreibung der Frau genau paßte; am selben Nachmittag bereits war er verhaftet, wurde der Frau gegenübergestellt, von dieser wiedererkannt und — ein Jahr Gefängnis war die Folge! —

Sehr umfangreich ist ferner das Material, um jener Betrüger habhaft zu werden, die in Handschriftenfälschungen und Stempelnachahmungen „arbeiten“. Ein vielumfassender Kasten ist ganz mit derartigen Fälschungen gefüllt, und auf jedem Blatt steht der Name des Fälschers. Nehmen wir an, auf Grund eines gefälschten Briefes oder Firmastempels sei von einem Kaufmann ein Posten Waren entnommen worden und der Geschädigte setze unter Vorlegung des gefälschten Schriftstückes die Kriminalpolizei davon in Kenntnis. Ist der Betrüger nicht ein „Neuling“, so darf man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß sich unter den vorhandenen Papieren schon eine Fälschung von ihm befindet und daß er durch den mit dieser Aufgabe betrauten und in der Schriftkunde sehr erfahrenen Beamten leicht entdeckt wird.

Scheinbar sehr umständlich und doch ungemein einfach ist auch die Einrichtung, daß binnen zwei Stunden sämtliche Berliner Gasthöfe und Pensionate von der Polizei durchsucht werden können, um zu erforschen, ob ein von auswärts nach Berlin geflüchteter Verbrecher sich in einem derselben verborgen hält. Berlin ist in dreißig Bezirke eingeteilt, die Gasthäuser und Fremdenwohnungen jedes Bezirks sind auf je einem Blatt verzeichnet. Soll nun eine derartige „Razzia“ stattfinden, so werden dreißig Kriminalbeamte abgesandt, von denen jeder die auf seinem Blatt verzeichneten Häuser zu durchsuchen hat; nach zwei Stunden kann jeder an den Chef berichten, ob die Untersuchung von Erfolg begleitet war oder nicht.

Zum Verkehr mit den übrigen deutschen wie auswärtigen Polizeibehörden dient das in einer Auflage von zweitausendfünfhundert Exemplaren erscheinende „Central-Polizeiblatt“, welches natürlich auch die Photographien jener Verbrecher bringt, an deren näherer Personalkennntnis der Berliner Polizeibehörde liegt. Sein Inhalt ist ein buntgemischter und könnte manchem stoffarmen Romanschriftsteller reiches Material liefern, denn die hier mitgeteilten „Biographien“, zu-

mal diejenigen der Schwindler und Landstreicher, sind reich an Überraschungen aller Art und ermangeln oft nicht eines sehr romantischen und erotischen Beigeschmacks; daneben findet man Warnungen und Steckbriefe, persönliche Notizen über entwischte Diebe, genaue Beschreibungen jener, die vermutlich einen falschen Namen tragen, Mitteilungen über Simulanten, Aufrufe zu Strafverbüßungen, und dergleichen mehr.

So groß auch diese Hilfsmittel der Kriminalpolizei sind, so reichen sie doch nicht aus, um den Kampf mit dem Berliner Verbrechenertum siegreich durchzuführen — es gehören dazu noch lebende Unterstützungstruppen, und dies sind die sogenannten „Vigilanten“ oder „Fünfgroschenjungen“; den letzteren Namen führen sie noch von jenen Zeiten her, wo sie für jeden ihrer Dienste fünf Silbergroschen erhalten haben sollen. Die Vigilanten sind meist aus den Verbrecherkreisen hervorgegangen oder halten mit diesen doch so enge Fühlung, daß man sie zu ihnen rechnen kann; sie erfahren auf diese Weise manche Kunde von einem beabsichtigten Streich und teilen ihre Beobachtungen der Polizei rechtzeitig mit, sodaß diese ihre Maßregeln zu treffen vermag. Sind die Verbrecher erst dahintergekommen, daß einer der ihrigen den Angeber spielt, so ist dieser auf alle Zeiten verfehmt, oder aber er wird zum geschickten Werkzeug seiner früheren Genossen, indem sie ihm absichtlich falsche Nachrichten zutragen und auf solche Weise die Polizei täuschen. Zuweilen steht der Vigilant gleichzeitig in den Diensten der Polizei und der Verbrecher, das heißt, er dient der Partei, welche ihn am besten bezahlt, und läßt sich insbesondere von seiten der Verbrecher sein Schweigen teuer erkaufen; fast immer hat man es hier mit durchaus unlauteren, wenig verlässlichen Charakteren zu thun, aber die Kriminalpolizei kann der Vigilanten nicht entbehren und muß ihre Zuträgereien beachten.

Vor allem gilt jedoch auch bei der Kriminalpolizei wieder

das Wort: „Hilf dir selbst!“ und die Kriminalbeamten sind in diesen Fällen einzig auf ihre eigene Thätigkeit angewiesen; Willenskraft, Findigkeit, gewandtes Wesen, Verstellungskunst, körperliche Stärke — das sind etwa die Eigenschaften, über die ein tüchtiger Kriminalbeamter verfügen muß, wenn er Hervorragendes leisten will. Ihre Pflichten sind die schwersten, die man sich denken kann, ihre Entschlüsse können Menschenleben retten, können aber auch ganze Familien in Unglück und Elend stürzen. Oft in persönlicher Gefahr, im Kampfe mit dem Abschaum der Menschheit, müssen sie stets Ruhe und Klugheit bewahren, eingedenk ihrer großen Verantwortlichkeit. An ihren Scharfsinn werden die weitesten Ansprüche gestellt: heute auf der Spur eines durchgegangenen Kassierers, steht der Beamte in der Tracht eines Packträgers auf einem der Bahnhöfe, anscheinend den soeben eingetroffenen Reisenden keinerlei Beachtung schenkend und doch jeden aufs Genaueste beobachtend; morgen finden wir ihn in eleganter Kleidung unter den „Linden“, wo er den naiven Fremden spielt, um diesen oder jenen Gauner anzulocken; an einem der nächsten Tage folgt er, als Arbeiter verkleidet, einem verdächtigen Verbrecher auf Schritt und Tritt durch Berlin, gesellt sich unauffällig in Kneipen zu ihm und beobachtet dort seinen Verkehr. Dann wieder sehen wir ihn als arbeitslosen Bäckergehilfen Zutritt zu den Bäckerherbergen suchen, in denen oft leidenschaftlich dem Hazardspiel gehuldigt wird; oder er läßt sich in eine Wohnung einschließen, in welche Diebe einzubrechen beabsichtigen, und überrascht die Herren, wenn sie in eifriger Thätigkeit sind. —

Kriminalbeamte und Verbrecher stehen — Ausnahmen sind natürlich vorhanden — durchaus nicht auf so gespanntem Fuße, wie man annehmen sollte. Der Verbrecher steht natürlich in dem Kriminalisten seinen Feind, aber wie er von der Wahrheit seines Grundsatzes: „Eigentum ist Diebstahl“ überzeugt ist, so ist er es auch davon, daß es eben der Beruf des Kriminalisten ist, ihn, den Verbrecher,

zu verfolgen und möglichst unschädlich zu machen; das ist dessen Amt und dafür wird er bezahlt; man kann ihm also die Sache nicht gar so übel nehmen! Ja, man ist versucht, zu sagen, es besteht zuweilen zwischen diesen sich so schroff gegenüberstehenden Parteien eine Art gegenseitiger Achtung vor der List und Mühe, mit der man einander habhaft zu werden, beziehungsweise einander zu entgehen sucht, und es ist nichts Seltenes, daß man aus dem Munde eines Verbrechers das Lob eines besonders tüchtigen Kriminalbeamten vernimmt. Es kommen daher auch nur wenig blutige Kämpfe zwischen Kriminalbeamten und Verbrechern vor, ja, es kann sein, daß Vertreter beider Gattungen einträchtig bei einem Glase Bier sitzen und von ihren Erlebnissen berichten, zumal wenn ein Spitzbube gerade seine letzte Strafe verbüßt und eine neue noch nicht verwirkt hat.

Die Hauptmasse der Kriminalbeamten bilden die Kriminalschutzmänner. Sie sind aus der uniformierten Schutzmannschaft hervorgegangen, aus der sie zunächst versuchsweise auf sechs Monate entnommen und der Kriminalpolizei zugeteilt werden; bewähren sie sich, so treten sie endgültig in deren Dienst ein und hängen die Schutzmannsuniform für immer an den Nagel, da sie in ihrer neuen Eigenschaft nur Civil tragen. Ihr Erkennungszeichen ist eine thaler-große Medaille aus Metall, welche auf der einen Seite den Adler über der Stadt Berlin, auf der anderen die Worte: „Königlich Preussischer Polizeibeamter“ sowie die Nummer der Medaille trägt; diese Einrichtung stammt noch aus dem Jahre 1809; damals mehrten sich während der französischen Einquartierung die Eigentumsverbrechen so sehr, daß die wenigen Polizisten durch zuverlässige Privatpersonen unterstützt werden mußten; diese trugen dann jene Medaille als Erkennungszeichen und Ausweis. Auch heute dient sie ja noch demselben Zwecke, auf Grund dieses Zeichens kann jeder Kriminalbeamte sofort Verhaftungen vornehmen und die Hilfe der uniformierten Polizeimacht beanspruchen.

Eine Bewaffnung der Kriminalbeamten, und zwar mit Revolvern, ist erst vor kurzem verfligt worden. Die Beamten benutzen denselben jedoch nur in den äußersten Nothfällen — wie vor einigen Monaten, wo ein Kriminalpolizist einen Einbrecher (übrigens nicht einmal mit Absicht) erschoss. Sonst vertrauen sie ihrer Körperkraft, die sie fast nie im Stiche läßt; ebenso selten verwenden sie bei der Weiterbeförderung eines Verhafteten die Handschellen. Es sind dies zwei kleine, an einem kurzen aus feinen Darmsaiten gedrehten Strick befindliche Holzknebel, welche der Beamte in der linken Hand behält, nachdem er den Strick um das rechte Handgelenk des Verhafteten geschlungen hat, in welches bei der geringsten fluchtähnlichen Bewegung des letzteren der Strick aufs empfindlichste in das Fleisch einschneidet; zudem hat der Beamte stets die rechte Hand frei, um jeden Widerstand seines Gefangenen bewältigen zu können. —

Mit jedem neuen Tage treten an die Kriminalpolizei neue Aufgaben heran, und mit jedem Tage wächst ihre Arbeitslast, die fast immer schnell und sicher erledigt wird; nimmt man doch an, daß gegenwärtig in Berlin über dreißigtausend Menschen auf verbrecherische Weise ihren Erwerb suchen — von ihnen und ihrem dunklen Kampfe in den nächsten Abschnitten. —

4.

Berlins Einbrecher.

„Es giebt in Berlin keine gewerbsmäßigen Räuber und Mörder“ — so erklärte vor einigen Jahren anlässlich des Dickhoff'schen Mordprozesses ein ebenso gewiegter wie mit den Nachtseiten der Residenz vertrauter Kriminalist, und seine Worte kennzeichnen das Berliner Verbrechenertum vollkommen zutreffend. Den eigentlichen „Kern“ des letzteren bilden die Diebe, welche sich in die verschiedensten Klassen und Gruppen teilen, vom kühnen Einbrecher an, der planmäßig, nach wochenlangen Vorarbeiten, mit mehreren Gefährten den nächtlichen Angriff auf die eisengepanzerten Geldschränke eines Bankhauses unternimmt, bis zu dem gewohnheitsmäßigen Gelegenheitsdieb, der von früh bis spät durch die Straßen streift und aufmerksam seine Augen umherwandern läßt, wo er durch einen geschickten schnellen Griff irgend einen Gegenstand in seinen Taschen oder Mantelfalten verschwinden lassen kann. Ein zu Raubzwecken vorher ausgeklügelter und entschlossen durchgeführter Mord kommt äußerst selten in Berlin vor; die Mordthaten werden zumeist von Einbrechern begangen, die bei ihrem dunklen Werke überrascht werden und keinen anderen Ausweg mehr finden können, als über die Körper der Entdecker hinweg. Aber auch dies geschieht nur im alleräußersten Falle und nur von den tollkühnsten Verbrechenern, die bei Ertappung wegen ihrer Vorstrafen eine langjährige Zuchthausstrafe zu gewärtigen haben und aus diesem Grunde vor dem Furchtbarsten nicht scheuen, wobei man immer noch annehmen kann, daß sie es mehr auf eine Unschädlichkeitmachung wie auf einen Totschlag abgesehen hatten. Die Mehrzahl der Berliner Verbrecher schreckt vor

Blut zurück. Ein großer Teil der jährlich in Berlin vorkommenden Mordthaten hat mit der gewohnheitsmäßigen Verbrecherwelt nichts zu thun; Haß, Neid, Eifersucht, Rache, Zehorn, Verzweiflung sind in den weitaus meisten Fällen die Beweggründe, ebenso wie wir im Anschluß hieran hervorheben wollen, daß, was Mord und Totschlag anbelangt, nach der deutschen Kriminalstatistik der Prozentsatz für Berlin ein weit günstigerer ist, wie für andere Provinzen und Länder; so zählt man in dieser Hinsicht Jahre, wo auf Berlin 0,02, auf das Deutsche Reich 0,08, auf Württemberg 0,11, und auf Bayern 0,12 Prozent entfielen.

Daß die Zahl der Verbrecher selbst in Berlin eine so beträchtliche ist, geht aus dem Wesen der Millionenstadt hervor, nicht zuletzt aus ihrer Lage, da Berlin nach Osten hin die erste, ihre Einwohnerschaft nach Hunderttausenden zählende große Stadt ist und gerade von Osten her viele unruhige und verschlagene, wie auffässige und gewaltthätige Elemente einwandern, die in Berlin ihren vorübergehenden oder dauernden Aufenthalt nehmen. Aber nicht allein aus Osten, sondern auch aus allen anderen Landesteilen ist der Zuzug nach dem Centrum des Reiches ein übermäßig großer und hat schwere moralische Nachteile im Gefolge: nicht nur suchen diejenigen, die außerhalb Berlins schon mit dem Strafgesetzbuche in Konflikt geraten, mit Vorliebe die Kaiserstadt auf, da hier niemand ihren Makel kennt und sie sich hier wieder die gewünschte bürgerliche Stellung verschaffen oder, was auch manche von ihnen hoffen und beabsichtigen, hier auf der Bahn des Verbrechens ungestörter weiterschreiten können, es strömen auch jahraus, jahrein tausende und abertausende junger Leute, darunter viele Beschäftigungslose, herbei, welche der Glanz der Hauptstadt verlockt hat und von denen ein beträchtlicher Teil hier zu Grunde geht.

Aus diesen sich in die auffässige Bevölkerung mischenden Bestandteilen erhält die Berliner Verbrecherwelt ihren wesent-

lichen Zuzug, und wer erst in ihren Bannkreis gezogen ist, der entrinnt ihm nur in den seltensten Fällen. Da kommt ein junger Mensch nach Berlin, er versucht alles, um eine Unterkunft zu finden, täglich sieht er die Zeitungen nach ausgeschriebenen Stellen durch und täglich wandert er in atemloser Hast und Aufregung durch Berlin, um abends erfolglos zu seiner Schlafstätte zurückzukehren: der Mitbewerber waren zu viele, und einer von diesen war ihm und den übrigen zuvor gekommen. Die mitgebrachte geringe Barschaft geht auf die Neige, hatte er vorher vielleicht ein kleines Zimmerchen gemietet, so muß er jetzt mit einer Schlafstelle vorlieb nehmen und dementsprechend auch geringere Lokale besuchen, um seinen Durst und Hunger zu stillen; an beiden Orten schließt er leicht Bekanntschaften mit Leuten, die schon einen Schritt abseits vom Wege gethan, und ihre bald aufreizenden, halb verlockenden Reden finden ein willfähriges Echo in dem durch Unzufriedenheit und Entmutigung verdüsterten Gemüth. Aber noch widerstrebt er der Versuchung, noch einmal und immer wieder bemüht er sich, eine Beschäftigung zu finden — vergebens! Verbittert und verzweifelt sucht er häufiger die Destillationen und Kellerlokale auf, um dann die Nacht, da er die Schlafstelle nicht mehr bezahlen kann, in einer der Pennen zu verbringen; immer schlimmer ist sein Umgang geworden, immer eindringlicher ertönt die Stimme des Versuchers, bis irgend eine Gelegenheit den letzten Widerstand beseitigt: in einem Warenmagazin soll ein Diebstahl verübt werden, und er soll die gestohlenen Waren beiseite schaffen helfen, ein ganz ungefährliches Unternehmen, welches jedoch guten Lohn verheißt, und — er schlägt ein! Damit ist er fast immer verloren für die menschliche Gesellschaft; denn wird er bei diesem ersten Versuche nicht ertappt, so findet er Gefallen an dem abenteuerlichen, verhältnismäßig leichten Verdienste, er gerät mehr und mehr in die verbrecherischen Kreise hinein und steigt schnell vom Mithelfer zum Mitthäter „empor“ — denn auch

in dieser „Laufbahn“ giebt es eine Ranggliederung — um doch über kurz oder lang mit der Polizei Bekanntschaft zu machen. Wird er aber gleich beim erstenmal ergriffen, so ist das Ergebnis meist dasselbe, denn selbst wenn er umkehren will, ist die verbüßte Strafe ein schweres Hemmnis, außerdem aber kommt er im Gefängnis — nach einem oft angewandten Wort der „Hochschule der Verbrecher“ — mit anderen älteren Verbrechern zusammen, wird in ihre Schliche eingeweiht, schließt mit diesem und jenem von ihnen nähere Freundschaft und wird häufig, noch hinter Schloß und Riegel, für eine neue That verpflichtet, die dann nach der Entlassung ausgeführt wird.

Wir haben nur dieses eine Beispiel, wie jemand zum Verbrecher werden kann, eingehender skizzirt, wir könnten noch eine große Zahl anderer folgen lassen; nicht immer sind Not und Elend die Beweggründe zum ersten, verhängnisvollen Schritt, oft ist es Leichtsinns und der Hang zum Wohlleben, oft eine Liebshaft oder die Sucht, es den besser gestellten Bekannten im Ausgeben von Geld gleichzuthun, oft auch nur eine günstige Gelegenheit oder endlich der angeborene Drang zum Bösen, genährt durch schlechte Lektüre und Versuchungen aller Art, denen zumal die Berliner Jugend ganz besonders ausgesetzt ist. Hieraus erklärt sich auch die große, in erschreckendem Wachstum begriffene Menge der jugendlichen Verbrecher in Berlin, die zu ernstesten Besorgnissen Anlaß giebt und ihre Ursache zum wesentlichen Teile in der schlimmen Beschaffenheit der Wohnungen unserer ärmeren Klassen, in dem überhandnehmenden Schlafstellenwesen hat, welches die Kinder vom jugendlichsten Alter an in fortwährende Berührung mit herabgekommenen, oft vielbestraften Personen bringt und sie gewissermaßen großzieht in der Schule aller nur denkbaren Laster und Verbrechen. Hier müßte ganz energisch bessernd und helfend vorgegangen werden und es das eifrige Bestreben der staatlichen und städtischen Behörden Berlins sein, eine baldige Umwandlung

zu schaffen, — sie würde auch in anderer socialer Hinsicht segensreich sein! — —

Wenden wir uns Berlins Verbrechenertum zu, so können wir uns mit demselben weniger im allgemeinen beschäftigen, sondern müssen es nach seinen einzelnen Kreisen schildern, die, obwohl sämtlich dem gleichen Ziele: Aneignung fremden Eigentums, zustrebend und untereinander bald fester, bald enger verbunden, doch ziemlich streng voneinander geschieden sind, wie dies ja auch in der von uns im letzten Abschnitt mitgetheilten Einrichtung des Verbrecheralbums der Kriminalpolizei ausgedrückt ist.

So viele „Spezialitäten“ auch wieder die Diebe aufweisen, so sind hier zunächst nur zwei Parteien zu unterscheiden, die der Gelegenheits- und die der Gewohnheitsdiebe. Unter den letzteren wieder stehen die auf gewaltsamen Diebstahl ausgehenden oben an, sie gehören zu den gefährlichsten Elementen Berlins und bilden den Schrecken der begüterten Einwohner, wie sie auch der Kriminalpolizei die schwierigste Arbeit verursachen. Für sie, diese Einbrecher, in der Diebesprache „schwere Jungen“ genannt, giebt es eigentlich kein Hindernis — im Umsehen öffnen sie die kunstvollsten Schlösser, schneiden Thürfüllungen aus, drücken mittelst Terpentin- oder Pechpflasters die Fenster ein, heben an diesen die Eisenstäbe aus, schieben Salousien empor, ja, wenn es sich um reiche Beute handelt, durchbrechen sie Mauern und bahnen sich einen Weg durch den Fußboden, wie erst kürzlich bei einem Einbruch in einem Juwelierladen der Friedrichstraße, wo die Einbrecher vom Keller aus durch die Dielen in das im Erdgeschoß gelegene Geschäftslokal gedrungen waren. Sind sie erst in den zu beraubenden Räumlichkeiten angelangt, so macht das Öffnen der verschlossenen Schränke und Schubladen wenig Mühe mehr; entweder passen die Nachschlüssel oder es genügt ein Druck mit dem Stemmeisen, um das Ziel zu erreichen. Mehr Umstände verursachen schon die eisernen Geldspinden, aber auch ihre

Eisenplatten halten, mit wenigen Ausnahmen, den kunstvollen Instrumenten der Einbrecher nicht stand, zumal die meisten von ihnen sich aufs genaueste mit den neuen Konstruktionen vertraut gemacht und — zu diesem Zweck — als Lehrlinge oder Gesellen in Schlosserwerkstätten gearbeitet haben, oft sogar nur aus Rücksicht auf einen ganz speziellen, gewinnverheißenden Einbruch. Daher rührt denn auch die Leichtigkeit und Schnelligkeit her, mit der die erfahrenen Verbrecher die Korridorhüren öffnen; hat doch ein oft bestrafter Verbrecher im Verlaufe des Dickhoff'schen Prozesses offen eingestanden, daß er ein Schloß nur einmal genau zu betrachten brauche, um den passenden Nachschlüssel anzufertigen. Genügt dieser nicht, ist die Thür durch besondere Schlösser oder durch Sicherheitsketten und Riegel versperrt, so wird mittelst der Kreis- oder Stichsäge das um das Schloß befindliche Holz der Thür ausgeschnitten und diese öffnet sich von selbst, oder der Dieb greift durch die Öffnung und schiebt die Riegel zurück; ist dies zu umständlich oder verursacht es zuviel Geräusch, so wird an der unteren Hälfte der Thür eine der Füllungen ausgebrochen, indem an dem einen Ende derselben mit dem Bohrer eine Öffnung gebohrt und diese vorsichtig mit dem Meißel vergrößert wird, bis die ganze Füllung einem Druck mit der Hand weicht, und der Dieb hindurchkriechen kann.

Es liegt auf der Hand, daß die Einbrecher, um alle Hindernisse schnell aus dem Wege räumen zu können, mit einem umfangreichen „Hilfsmaterial“ ausgerüstet sein müssen; zu demselben gehören neben einer größeren Zahl — zwischen dreißig bis fünfzig schwankend — von Nachschlüsseln (darunter zuweilen solche mit verstellbaren Bärten) und Dietrichen sowie starken Drähten eine etwa einundeinhalb Fuß lange und höchstens zwei Zoll starke Brechstange mit breiter und scharfer Spitze, am unteren Ende etwas gebogen, dann ein Centrumbohrer, mehrere größere und kleinere Bohrer, eine Stichsäge, ein Stemmeisen, Hammer, Zange und Nägel, Terpentinen-

pflaster, einige Stückchen Licht nebst Streichhölzern, in einer Tasche loser Schnupftabak, um ihn den Verfolgern in die Augen zu werfen, und schließlich, als besondere Waffe, wenn als solche nicht Brechstange oder Stemmeisen genommen werden, ein Messer, meistens ein sogenannter Genickfänger, in den seltensten Fällen ein Revolver.

Zur Ausführung eines gewaltsamen Einbruchs vereinigen sich fast immer mehrere Verbrecher, die sich willig der Führung des gewandtesten unter ihnen anvertrauen und diesem blindlings gehorchen. Stets wird ein solcher Einbruch vorher genau auskundschaftet, wobei sich die Thäter die eingehendste Kenntnis der Örtlichkeiten, der besten Gelegenheiten zum Einbruch, der Lebensgewohnheiten der Eigentümer, des Dienstbotenpersonals, der Vorteile bei einer Flucht zc. verschaffen. Unter den verschiedensten Verkleidungen suchen die Kundschafter — in der Gaunersprache „Ausbaldowerer“ genannt — ihre Zwecke zu erreichen: bald meldet sich ein elegant gekleideter Herr, um die Wohnung (falls sie zu vermieten ist) zu besichtigen, bald kommt ein Arbeiter, um die Gasröhren auf ihre Dichtigkeit zu prüfen, eine Frau klingelt und wünscht die Dame des Hauses zu sprechen, um dann irgend eine wichtige Frage oder Bettelei an sie zu richten, ein Paket wird für den Hausherrn abgegeben und — da eine Verwechslung der Adresse stattgefunden — bald wieder abgeholt, an der Küchenthür meldet sich ein Kolporteur und knüpft mit dem Dienstmädchen ein Gespräch an, oder ein Kohlenträger fragt, ob hier Kohlen bestellt wären, und auf das erfolgende „nein“ bittet er, sich einen Augenblick ausruhen zu dürfen, wobei er, wie auch seine Gefährten bei den eben angeführten Vorwänden, die sorgfältigste Umschau hält und seinen spähenden Augen nichts entgeht, was bei dem Einbruch von Wichtigkeit sein könnte. Häufig geschieht es auch, daß vorher mit den Dienstmädchen Liebschaften oder mit den Dienern Freundschaften angeknüpft werden; ja, es ist schon vorgekommen, daß der eine oder andere Verbrecher

in den Dienst einer Herrschaft trat, auf deren Verabung es abgesehen war.

Ist alles zur That vorbereitet, so geht es zur Ausführung derselben, meistens unter dem Schutze der Nacht, wobei hervorgehoben werden muß, daß der Eintritt in die Häuser nie auf gewaltthätige Weise versucht wird, sondern der oder die Thäter schleichen sich vorher ein und verbergen sich irgendwo, um zur geeigneten Stunde ihr Versteck zu verlassen. Zur selben Zeit oder bereits vorher haben auch auf der Straße die Aufpasser — „Schmierestehler“ — ihr „Amt“ angetreten und warnen erforderlichen Falls ihre Gefährten, von denen oft wieder einer auf dem Flur oder auf der Treppe Wache hält, durch ein verabredetes Zeichen, einen leisen Pfiff, ein Wort, einen Ruf.

Ist der Dieb in die Wohnung eingedrungen, so hält er zunächst Umschau, ob eine Entdeckung droht, dann macht er sich hastig und doch planmäßig auf die Suche nach Wertsachen, wobei er stets zwischen echten und unechten Stücken unterscheidet und nur die echten mitgehen heißt; wie genau diese „Kennerschaft“ häufig ist, beweist folgendes kleine, nicht eines humoristischen Beigeschmacks entbehrende Vorkommnis: ein am Pariser Platz in Berlin wohnender reicher Kaufmann machte eines Morgens die Entdeckung, daß ihm über Nacht neben vielen anderen Wertsachen sein gesamtes Silberzeug gestohlen worden war bis auf zwei schwere silberne Serviettenbänder, die er vor einiger Zeit von einem Freunde aus Anlaß einer Familienfeier zum Geschenk erhalten hatte. Daß der Spitzbube diese massiven Bänder verschmäh't hatte, kam dem Bestohlenen so sonderbar vor, daß er dieselben von einem Juwelier prüfen ließ, und dieser stellte nach kunstgerechten Proben zu allgemeiner Überraschung fest, daß die schweren Serviettenbänder nicht von Silber, sondern aus Alfenide hergestellt und bloß stark versilbert wären. Der Ärger des Geschenkgebers soll groß gewesen sein, daß der Dieb nicht auch seine Gabe mitgenommen.

Sind dem Einbrecher einzelne Dinge zum Fortbringen zu umfangreich oder beschwerlich, so zerstückelt er sie und nimmt die wertvollsten Teile mit; am willkommensten ist ihm natürlich Geld in bar oder in Scheinen, auch Wertpapiere läßt er nicht liegen, wenn sie nicht, wie ausländische, schwer zu verkaufen sind.¹⁾ Welche Frechheit oft die Diebe bei diesen Einbrüchen entwickeln, geht daraus hervor, daß sie selbst in die Schlafstuben der Bewohner bringen und dort nach Geldtaschen, Uhren, Ringen zc. forschen; an anderen Stellen wieder verschmähen sie eine Stärkung mit Wein oder Bier nicht und rauchen behaglich beim Ausräumen der Kisten und Kasten die Cigarren des Besitzers. Im Gegensatz zu dieser Frechheit steht häufig ihre Angst und Fassungslosigkeit bei unerwarteter Überraschung. So unternahm vor einer Reihe von Jahren ein Dieb einen Einbruch in die Wohnung eines Arztes; als er behutsam in das Arbeitszimmer desselben trat, befand er sich plötzlich einem menschlichen Skelett gegenüber und erschrak dermaßen, daß er in epileptische Krämpfe verfiel; spät nachts wurde er von dem nach Hause kehrenden Mediziner in diesem Zustande aufgefunden und natürlich der Polizei übergeben.

Hat der Dieb die Räumlichkeiten durchsucht, findet er nichts Mitnehmenswertes mehr oder kann nichts weiter fortbringen, so lauscht er geraume Zeit, ob alles ruhig ist oder giebt den Schmieresthern ein leises Signal, welches diese in entsprechender Weise erwidern, damit er weiß, ob er noch bleiben soll oder kommen kann; in letzterem Falle wird der Einbrecher möglichst bald das gestohlene Gut loszuwerden suchen, indem er es einem der Anspasser oder einem besonders dazu bestellten Helfer übergiebt, welcher es seiner-

¹⁾ Die Pariser Diebe verschmähen auch die ausländischen Papiere nicht; sie senden sie an ihr „Bureau“ nach London, welches sich mit dem Bestohlenen in Verbindung setzt und ihm gegen die Hälfte des Wertes — falls er darauf eingeht, was immer der Fall ist — die Papiere wieder zurücksendet.

seits sofort zu dem meist schon vorher unterrichteten Fehler bringt, der entweder gleich oder später mit den an dem Einbruch Beteiligten abrechnet, wobei der größere Anteil auf den eigentlichen Thäter entfällt.

An dieser Stelle möchten wir einen „Mithätigen“ selbst zu Worte kommen lassen, einen unter dem Namen „Matrosen-Albert“ in der Berliner Verbrecherwelt bekannten, mehrfach bestrafte Spitzbuben, der unter dem Titel: „Aus einem dunklen Leben, Memoiren eines Einbrechers“ vor Jahr und Tag seine Erinnerungen in Buchform herausgegeben hat. Ehe wir seine Schilderung eines gewalthätigen Einbruches folgen lassen, können wir es uns nicht versagen, hier zunächst die Einleitung zu seinen Aufzeichnungen zu veröffentlichen, die an sich schon einen interessanten Einblick in das Verbrecherleben gewährt: „Sie tauchen auf, die Erinnerungen, wie sie nur dunkle Existenzen bekunden; ich schaue zurück auf achtzehn Jahre meines Lebens, welche nur einer solchen Existenz geweiht waren. Sie ziehen an mir vorüber, all die Genossen, mit denen vereint ich gestrebt und gerungen habe, so oft den Gefahren getrotzt, um das uns einmal gesteckte Ziel zu erreichen. Viele sind dahingegangen, aber ihr Gedächtnis unter uns blieb wach, wenn wir in unserem Kreise ihrer Thaten gedachten. Nun modern sie in der kühlen Erde! Wir, die noch Lebenden, fristen unser bewegtes Dasein, unsere dunkle Existenz. Ich sehe im Geiste vor mir jenen fidelen Alten mit dem silbernen Haar; — wie haben wir alle zu ihm aufgeschaut, wenn er uns, dem Nachwuchs, aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse und Erfahrungen aufmunternd Belehrung gab! Ich sehe die Genossen, mit denen ich die dunklen Wege verfolgte, — heut vereint zu Lust und Freud', morgen vielleicht sämtlich hinter den schweren Schöffern und Riegeln der Riesenburg.¹⁾ Mit

¹⁾ Die bei den Verbrechern seit vielen Jahren gebräuchliche Bezeichnung für das ehemalige Polizeigefängnis am Mollenmarkt in Berlin.

ihnen gemeinsam kostete ich die Freuden und extrug die Leiden. War uns eine Arbeit gegliickt, so amüsierten wir uns im Orpheum oder in der Villa nova, hatten wir „Pech“ gehabt, dann tranken wir in derselben Gemüthlichkeit, wie dort den Wein, in irgend einer grauen Spelunke unsern heißen Kaffee oder das Bier. Wie schön saß es sich in der „tiefen Kute“¹⁾ oder beim „Dowen“²⁾ — besonders dann, wenn es einem gelang, eine Ecke des großen Ledersofas einzunehmen! Möchte es nun regnen oder schneien, wir saßen in der Gesellschaft unserer Liebchen sicher und warm. Das einzige, was uns in solchem süßen Nichtsthun stören konnte, war ein „Grüner“,³⁾ der sich in unseren dunklen Schlupfwinkel verirrte. Wenn er aber sah, daß er bei uns keinen Anklang fand und hinausgegrault wurde, kam er ein zweites Mal zu uns sicherlich nicht wieder. Was weiß der heutige junge Nachwuchs von Comment? Was wissen sie von einem Zusammenhalten unter Brüdern, von gegenseitiger Unterstützung bis zum äußersten? — heute, wo einer den andern an die „Greiffer“⁴⁾ verkauft, der Bruder dem Bruder eine Mark gibt! (Eine Mark pro Tag erhalten die Vigilanten der Kriminalpolizei, die sich, wie schon erwähnt, meist aus Verbrecherkreisen rekrutieren.) Fest geschlossen standen wir damals dem Verrat gegenüber. In kritischen Fällen hatten wir — obgleich, wie es zuweilen vorkam, etwas zerstreut — immer miteinander Fühlung, und unser gegenseitiges Vertrauen war unerschütterlich und unbegrenzt, gleichviel, ob die Sache für uns gut oder schlecht stand. Eine festgegliederte Kette bildeten wir, und war es einer Memme einmal gelungen, sich in unsere Reihen einzudrängen, dann wehe ihr, wenn sie, erkannt, von unserer Rache ereilt wurde! So zieht denn

1) Früherer Verbrecherkeller am Dönhofsplatz.

2) Das heißt beim Tauben, ebenfalls ein Verbrecherlokal in der Oranienstraße.

3) Ein Fremder, d. h. ein nicht dem Verbrecherkreise Angehöriger.

4) Die Kriminalpolizisten.

vorüber, Bilder aus meiner Vergangenheit, gute und böse! Dem Jüngling aber, dem Knaben, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, sei die ernste Mahnung zugerufen: Hütet euch vor dem ersten Schritt vom Wege des Guten! Wehe dem, der ihn gethan! Abschüssiger wird die einmal betretene Bahn, unaufhaltsam eilt er dem Verderben entgegen, dem Fluch und der Schmach, und unter Tausenden gelingt es kaum einem, umzukehren und sich eine Stelle unter den ehrlichen Menschen wieder zu erobern und zu behaupten!“ — —

Jener „Matrosen-Albert“ war, wie viele seinesgleichen, zuerst durch eine Liebchaft auf die abschüssige Bahn geraten; kaum siebzehn Jahre alt, nachdem er den deutsch-französischen Krieg als fünfzehnjähriger „Volontär“ mitgemacht, hatte er als Austräger eines Berliner Geschäfts die Jugendsfreundschaft mit einem jungen Mädchen erneuert und, um dieser die ihr nach seiner Ansicht nötigen Toilettengegenstände kaufen zu können, die von ihm einkassierten Geldbeträge nicht abgeliefert; seine Unterschlagungen kamen heraus, er wurde flüchtig, später eingefangen und bestraft und, einmal erst mit anderen Verbrechern bekannt geworden, verließ er nicht mehr die dunklen Wege, die Laufbahn des Verbrechers durchmachend, wie wir sie weiter oben geschildert. Lassen wir ihn nun selbst über seine erste Thätigkeit als „Schmieresteher“ bei einem Einbruch berichten: „In einer an der Alexandrinen- und Kliraffierstraßenecke gelegenen Konditorei wurde alles gehörig erwogen, alle möglichen Eventualitäten in Betracht gezogen und die Arbeit auf jeden verteilt. So wohl vorbereitet, gingen wir nach dem Orte unserer Thätigkeit ab. Es sollten Geschäftsräume erbrochen werden, um das dort in der Kasse befindliche Geld zu nehmen und das Warenlager, soweit es ging, zu berauben. — In den im ersten Stock liegenden Geschäftsräumen schlief niemand, jedoch befand sich die Privatwohnung mit den Schlafzimmern unmittelbar über jenen. — Mittels eines von dem Baldowerer verschafften Schlüssels zwischen 12 und 1 Uhr in das Haus gekommen, sollten Neese

und der Dicke (die Namen zweier Einbrecher) brechen, während ich vor der Privatwohnung Schmiere zu stehen hatte, um uns den Rückzug für den Fall zu sichern, wenn die „Lampen“ kämen. Es lag alles nach Wunsch. Zunächst legte Neese der Thür zur Privatwohnung die „Holzschraube“ an, d. h. schraubte geräuschlos die Thür an den Pfosten fest, damit man auf alle Fälle nicht sogleich herauskommen konnte. Ich mußte nun hier als Posten stehen bleiben und hatte mich überhaupt ganz streng nach der mir gegebenen Instruktion zu verhalten, während Neese zu dem Dicken hinunterging, um mit dem Einbruch zu beginnen. Ich hatte zunächst recht aufmerksam zu lauschen und — ich muß gestehen, daß es mir, dem Anfänger, bei dem Diebstahl in so schwerem Stil doch nicht sehr wohl zu Mute war; es war meine Feuerprobe. — Es hat doch so seine eigene Bewandtnis, um einen „mit allen Schikanen“ auszuführenden nächtlichen Einbruch; man denke sich einen solchen nicht so leicht. Der Dieb lebt in emsigem Kampfe mit der Technik der Kunstschlosserei; bezüglich der immer zahlreicher werdenden Erfindungen an den Sicherheitschlossern muß er sich auf dem Laufenden erhalten, wenn anders er nicht unbrauchbar in seinem Fache werden will. Die gute alte Zeit, in welcher der Dieb mit drei Dietrichen, ein paar „Häuptern“ und einem Brecheisen durch ganz Berlin gehen konnte, ist längst gewesen. Heute hat er die Augen offen zu behalten und emsig zu lernen — sonst kann er nichts erreichen! —

Während ich nun also Schmiere stand, war das erste, was ich hörte, ein Knacken von untenher. Es war die Riete des Schlosses gebrochen, welches eine schwere Eisenstange quer über der Thür zum Geschäftslokal hielt. Nun machten meine Freunde nach dem von mir deutlich vernommenen Geräusch das Schloß auf und ließen die Eisenstangen leise herabfallen; jetzt pausierten sie, um zu lauschen, ob nicht „Lampen“ kämen. Da sie nichts vernehmen konnten, setzten sie ihre Arbeit mit derselben Umsicht fort. Es war eine

Doppelthür zu erbrechen, und dies konnte auf folgende Weise geschehen: entweder erbricht man den Schloßriegel mittelst der „Elle“, indem man dieselbe unterhalb des Riegels einsetzt und die Thür etwas lüftet. Dasselbe thut nun auch der zweite Dieb mit seiner Elle, und so geht es abwechselnd mit voller Kraft weiter, bis der Riegel brechen muß. Der dadurch verursachte Krach ist oft ein sehr gewaltiger, und ich habe mich später oft wundern müssen, daß die Leute, welche in derselben Etage und nur wenige Zimmer entfernt schliefen, von dem durch mich bewerkstelligten Einbruch nichts hörten.

Hat die Thür dagegen keinen Riegelhaken und geht der „Zapfen“ in die Pfosten, so wird die Thür auf andere Weise geöffnet und zwar dadurch, daß man sie mittels der Brechstangen aus den Haspen hebt, welches ebenfalls von mindestens zwei Leuten mit allen Kräften zu bewerkstelligen ist. Meine Complicen hatten sich für die letztere Weise entschlossen, weil, wie ihnen bekannt war, die Thür einen sehr starken Schloßriegel hatte. So hörte ich denn ein gleichmäßig fortgesetztes jedoch nur leises Knattern. Wenige Minuten erst mochten dabei vergangen sein, als man mich zischelnd fragte, ob da oben bei mir auch alles „toff“ sei. Nachdem ich solches bejaht, rief man mir zu, ich möchte nicht erschrecken, und gleich darauf krachte es unter mir so gewaltig, daß es mir vorkam, als stürze die Treppe ein. — Atemlose Stille folgte. Mit schlotternden Knien näherte ich mich ganz dicht der Thür zur Privatwohnung und lauschte mit angehaltenem Atem: es war drinnen alles ruhig. Ich erhielt nun die Ordre, herunterzukommen — und Welch eine Arbeit hatten meine Genossen verrichtet! Die schwere Blockthür war herausgesprungen, indem die Haspendorne den Ellen zum Opfer gefallen waren. Der Weg war somit so gut wie geebnet, denn die zweite Thür, welche eine nur schwache Füllung hatte, war kein großes Hindernis. Sie wurde nicht erbrochen, sondern mittels eines Schnitzers eine Füllung herausgenommen, und somit war der Zugang zum

Ladengeschäft in etwa zehn Minuten vollständig frei. Meine Freunde zogen nun die Außenthür, soweit es ging, heran, und jetzt lautete meine Ordre: vor dem Eingange stehen bleiben und sowohl nach oben als nach unten aufmerksam lauschen. Käme jemand, dann sollte ich „Zinken stechen“ und die „Kabber“ hätten jetzt mit mir an der Thür erst abzuwarten und zu horchen, ob uns wirklich eine Gefahr drohte. Wären Leute gekommen, so hätten wir uns mit unsern Ellen durchgeschlagen, die Hausthür hinter uns geschlossen und, um die weitere Verfolgung abzuschneiden, den Hausschlüssel einfach in der Thür stecken lassen. —

Die beiden Freunde gingen nun also an ihre weitere Arbeit, während ich mit starkem Herzklopfen Posten stand. Es ging alles glücklich von statten. Der Dicke kam bald mit einem Blechkasten an, welcher die Kasse und andere Wertgegenstände enthielt; sodann ging er zu Neese zurück. Es mochten zehn bis fünfzehn Minuten verstrichen sein, als beide kamen und die Sache für „glatt“ erklärten. Sie hatten beschlossen, Soore (Ware) diesmal nicht mitzunehmen, weil das Geschäft ohnehin ein sehr gutes wäre und durch Mitnahme von Paketen leicht in Frage gestellt werden könne.

Wir nahmen daher nur die in ein Tuch gehüllte Kassette sowie zwei kleinere Pakete unter den Arm und verließen nun ganz ungefährdet den Schauplatz unserer That. Auf der Straße angelangt, waren die beiden Freunde über meine beim ersten Debut bewiesene Courage des Lobes voll und gaben mir nach vollständiger Überzeugung das Prognostikon, daß ich einmal ein tüchtiger „Kabber“ werden könne. — Das „Geschäft“ in dieser Nacht war wirklich ein sehr gutes, denn nach Abzug des dem „Baldowerer“ zukommenden Theiles kamen auf jeden von uns dreien noch ca. 1460 Mark. — Mit etwas mehr Ruhe, die ich inzwischen gewonnen hatte, strich ich diesen Betrag ein, und mußte mir sagen, daß die Angst und das Herzklopfen, welches ich während der kurzen Zeit verspürt hatte, durch den guten Erfolg reichlich aufge-

wogen worden. Ich sah jetzt auch ein, daß man es hier mit etwas Entschlossenheit und Mut sehr weit bringen kann!“ — —

Wie weit oft die Frechheit der Einbrecher geht, erzählt jener „Matrosen-Albert“ an verschiedenen anderen Stellen seines Buches in sehr naiver Weise; so hatte er einmal mit einem Gefährten nachts einen Galanteriewarenladen in der Friedrichstraße ausgeräumt und sie hatten drei große Kisten mit den besten Waren angefüllt; da sie diese nicht unbemerkt fortschaffen konnten, erwarteten sie den Anbruch des Morgens, zogen die Ladenjalousien auf, zündeten alle Gasflammen an, und während der eine von ihnen in Hemdsärmeln als fleißiger Hausknecht das Schaufenster reinigte, holte der andere eine Droschke, der treue Hausknecht half die Sachen noch einpacken und — fort ging's, wobei weder der Droschkenkutscher noch die Passanten irgendwie Arg schöpften. Man kann sich das Erstaunen des Ladeninhabers und seines Personals vorstellen, als diese sich zur üblichen Stunde einstellten und das Geschäft geöffnet und — ausgeräumt fanden; an diesem „Erstaunen“ weideten sich die beiden Spitzbuben, welche, nachdem sie das gestohlene Gut in Sicherheit gebracht, eine Savanna rauchend auf der anderen Straßenseite entlang promenierten! — —

Ein zweiter Fall illustriert noch mehr den Übermut jener einbrecherischen Herren: der erwähnte „Matrosen-Albert“ hatte zur Mittagsstunde eines Pfingstfeiertages mit einem Genossen einen vorher genau „ausbaldowerten“ Einbruch in der in der Bendlerstraße gelegenen Wohnung eines auf einer Vergnügungsreise begriffenen Baumeisters gemacht; gestört dabei, wurde sein Gefährte sogleich festgenommen, während er die Flucht ergriff, auch den nahen Tiergarten erreichte, dort aber über eine Baumwurzel stolperte, zu Fall kam und von den Nachsetzenden erfaßt wurde, worauf man beide Verbrecher zur nächsten Polizeiwache brachte. Während dieses Transportes fuhr an den Verhafteten in einer Droschke erster Klasse ein

sein gekleideter „Freund“ von ihnen vorüber, der sich sofort den Sachverhalt zusammenreimte, von dem Publikum die weiteren Mittheilungen erfuhr, mit seiner Droschke vor dem betreffenden Hause in der Bendlerstraße hielt, sich den erregten Portiersleuten und Hausbewohnern als Polizeikommissar vorstellte, den Einbruch „sachgemäß“ untersuchte, seine Notizen machte und dann wieder von dannen fuhr. Als bald erschien der richtige Kommissar, der nicht wenig verwundert war, zu vernehmen, daß soeben schon ein „Herr Kollege“ von ihm hier gewesen; er ließ sich denselben genau beschreiben, faßte über diesen „Herrn Kollegen“ seine besonderen Mutmaßungen, und am nächsten Tage war derselbe wegen dringenden Verdachtes der Beihilfe an dem Einbruch verhaftet, mußte aber doch wieder freigelassen werden!

Als drittes Beispiel verbrecherischer Ungenierrtheit erwähnen wir die vor zwei Jahren vorgekommene gänzliche Ausräumung einer nahe der Hasenhaide gelegenen herrschaftlichen Villa; die Bewohner waren mit ihren Dienstoffoten im Bade, und das Haus nicht bewacht. Dies war ein erwünschter Fang für mehrere Verbrecher; sie quartierten sich mit weiblicher Begleitung in die Villa ein, blieben dort etwa eine Woche, während welcher sie in Herrlichkeit und Freuden lebten, und ließen dann am hellen Tageslicht in drei Möbelwagen nach und nach die gesamte Einrichtung fortbringen! —

Versprechen sich gewiegte Verbrecher eine reichliche Beute, so schrecken sie auch nicht vor den denkbarsten Schwierigkeiten zurück; wochen-, ja monatelang behalten sie nur das eine Ziel im Auge und suchen es mit Aufwendung aller Hilfsmittel zu erreichen: sie steigen von Nebenhäusern ein, sie versuchen ihren Weg durch Schornsteine und Kamine zu nehmen, sie bleiben — namentlich während großer Feste — durch zwei Tage und Nächte in der betreffenden Wohnung und machen sich mit größter Umsicht und Ruhe an die Bewältigung der Hindernisse, zum Beispiel der Geldspinden,

ja, sie mieten sich auch über den zu erreichenden Wohnungen ein, um durch eine Öffnung der Decke mittelst Strickleitern in den gewünschten Raum zu gelangen. Auf letztere Weise war vor wenigen Jahren ein Einbruch in ein großes Berliner Bankhaus unternommen worden, mit gutem Erfolg, denn der Thäter, in welchem man einen internationalen Gauner vermutete, verschwand mit reicher Beute.

Und daß die Einbrecher, hauptsächlich die aus England zu uns kommenden, bestrebt sind, ihre „Gebiete“ selbst „wissenschaftlich“ zu erweitern und zu beherrschen, geht aus folgendem von der Berliner Kriminalpolizei zur Warnung mitgetheilten Einbruchversuche in die Geschäftsräume der Niedersächsischen Bank zu Hannover hervor: jene Geschäftsräume liegen in dem Parterregehosse eines Hotels, in welches am 28. September des letzten Jahres ein Fremder einkehrte, der sich Kaufmann Grant aus Antwerpen nannte. Er bezog im ersten Stock zwei Zimmer und logierte in denselben einige Tage. Am 20. Dezember bestellte er von Köln aus telegraphisch wieder dieselben Zimmer und traf dann am 22. desselben Monats in dem Hotel mit großen Koffern ein. Er gab an, daß er seinen Vater und seine Schwester erwarte. Die Erwarteten schienen dem angeblichen Grant indes zu lange zu bleiben, denn in der Nacht zum 26. Dezember gegen zwei Uhr verließ er unter Zurücklassung seines Gepäcks plötzlich das Hotel, dessen Personal er angab, er müsse noch mit dem Nachtschnellzuge nach Köln und werde am nächsten Tage von dort mit seinen Verwandten zurückkommen. — Grant hat sich indes nicht wieder sehen lassen und hatte dazu auch begründete Ursache! Am Morgen des 26. Dezember nämlich bemerkte das Hotelpersonal zu seinem nicht geringen Schrecken, daß Herr Grant in den Fußboden des einen von ihm bewohnten Zimmers eine Öffnung geschnitten und mittels einer Strickleiter den darunter belegenen Geschäftsräumen der Niedersächsischen Bank eine nächtliche Visite abgestattet hatte. Die letztere würde sich schon ver-

loht haben, da sich in einem Kellergewölbe die Kleinigkeit von sieben Millionen Mark befand, — wenn der gewiegte Einbrecher nicht bei der Arbeit gestört worden oder zu derselben einige Stunden mehr Zeit gehabt hätte. — Zu dem Gewölbe, welches jene Summe barg, führt eine Wendeltreppe hinab, unten ist der Zugang zu demselben durch zwei starke Eisenthüren geschützt. In der vorderen fand sich bereits eine größere Öffnung vor und auch an der zweiten Thür ließen deutliche Spuren erkennen, daß sich der Verbrecher gehörige Mühe gegeben hatte, dieselbe zu durchdringen; er scheint indes zur Vollendung seines Werkes nicht mehr die erforderliche Zeit gehabt oder den Versuch aus andern Gründen aufgegeben zu haben. Weiter ergab sich, daß der Einbrecher einen Gummischlauch mit einem der Gasbrenner in Verbindung gebracht und in die an die Eisenthür gebrachte Flamme Sauerstoff geleitet hatte, welcher bekanntlich den Verbrennungsprozeß ungemein beschleunigt und unter andern auch zum Schmelzen von Platin angewendet wird. — Am Thortorte fand man auch einen eisernen Ballon, wie solche zur Aufbewahrung konzentrierten Sauerstoffs verwendet werden. Der gasförmige Körper wird nämlich in diesen Ballons bei einem Drucke von 525 Atmosphären zu einer Flüssigkeit verdichtet. Es war nun von der Berliner Kriminalpolizei festgestellt worden, daß Ende Oktober v. J. ein Engländer in einer Berliner chemischen Fabrik — angeblich im Auftrage eines in Dresden wohnenden Mr. Brown — zu wissenschaftlichen Zwecken mehrere solcher Ballons mit Sauerstoff gekauft und dabei vier leere Ballons, welche, von einer Pariser Firma herrührend, sich vorgeblich auf der Reise entleert hätten, an Zahlungsstatt mit angegeben hatte! — Zur Entdeckung des eigentlichen Thäters vermochte dies freilich nicht beizutragen; nur glaubt man nach der Personalbeschreibung, daß jener Käufer und der Einbrecher dieselbe Persönlichkeit war, und daß man in ihm auch den Eindringling in jenes Berliner Bauhaus zu suchen hat. —

5.

Aus der Diebeswelt.

In der Rangleiter des Verbrechenertums — denn auch dieses hat eine solche zu verzeichnen — nehmen die gewalt-
 samen Einbrüche die „erste Stufe“ ein, worauf in langer
 Reihe die übrigen Diebstahlsarten folgen, unter ihnen wie-
 derum obenan die Gelegenheitseinbrüche, vor allem die so-
 genannten „Klingelfahrten“, bei denen der Dieb irgend ein
 beliebiges, nicht sehr belebtes Haus betritt und an einer
 Korridorthür mehrmals klingelt. Wird nicht geöffnet und
 läßt sich auch kein verdächtiges Geräusch in der Wohnung
 vernehmen, so ist im Umsehen durch einen Dietrich das
 Schloß geöffnet; um nicht durch die Heimkehrenden über-
 rascht zu werden, schiebt der Dieb von innen einen Riegel
 vor oder bohrt einen kleinen Bohrer durch die Thür, da
 ihm fast immer noch ein Ausweg durch die Küche, die Hinter-
 treppen hinunter, offen steht. In größter Eile rafft er alles
 zusammen, was er mitnehmen kann, und macht sich aus
 dem Staube. Diese „Klingelfahrten“, bei denen häufig auch
 zwei Personen beteiligt sind, von denen die eine auf der
 Treppe Posto gefaßt hat und bei Rückkehr der vermutlichen
 Wohnungsinhaber diese, nach einem vorher gegebenen Warn-
 signal, durch Fragen und Erkundigungen aufhält, werden
 namentlich gern in der Reisesaison unternommen und ge-
 wahren oft eine reiche Beute. Wie ungestört sich die Diebe
 in jenen Sommermonaten fühlen, erhellt daraus, daß sie
 zuweilen ein und derselben Wohnung mehrere Besuche an
 verschiedenen Tagen abstatten, ja, daß sie sogar in fremden
 Quartieren mit ihren Gefährten ganze Gelage feiern, selbst
 übernachten, bequem ausgestreckt in den Betten derer, die

ahnungslos im Gebirge oder an der See ihre Erholung suchen.

Die umfangreichste Klasse der Berliner Diebeswelt ist die der Taschendiebe — der „Lorsdrucker“ — von denen Berlin mehrere Tausend beherbergen mag. Sie sind überall zu finden und unter ihnen wieder giebt es die verschiedensten Abstufungen, von dem mit vornehmen Manieren auftretenden, nach der neuesten Mode gekleideten Elegant an bis herab zu dem Herumstreicher, der sein Beutefeld auf Märkten, bei öffentlichen Schaustellungen, im ausgelassenen Volkstrubel sucht, womit nicht gesagt sein soll, daß sein vornehmerer Kollege dort etwa nicht anzutreffen wäre. Lieber freilich hält sich dieser an solchen Orten auf, wo die Fremden verkehren, auf den Bahnhöfen, in Museen und Galerien, in den Theatern und Konzerten, im Cirkus und auf der Rennbahn, selbst im Zuhörerraume des Reichstages und auf Festtriblinen, sogar in Kirchen und natürlich auch im Straßengewühl der reicheren Stadtviertel.

Hat der Taschendieb ein Opfer ins Auge gefaßt, von dessen Ausbeutung er sich Gewinn verspricht, so bemüht er sich, demselben möglichst unauffällig nahe zu kommen, und betastet dann vorsichtig den Anzug des Betreffenden, um die Taschen mit den Wertgegenständen, wie Geldbeutel, Uhr, Briestasche zc., zu ergründen, wobei er ein selten trügendes Gefühl entwickelt und genau vorher den Gegenstand weiß, wie den Weg, um desselben habhaft zu werden. Kann er in die Tasche von außen hineingelangen, so streckt er den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand lang aus und holt mit diesen, indem er die übrigen Finger fest an die Hand drückt, den Gegenstand hervor; ist die Tasche versteckter oder im Innern der Kleidung, so bedient er sich eines kurzen, sehr spitzen Messerchens oder einer kleinen, äußerst scharfen Schere, schneidet eine Öffnung in das obere Kleid und legt die Tasche frei; ebenso schneidet er mit der Schere die Uhrkette an dem Haken ab und zieht dann Kette nebst Uhr heraus. Sehr

selten macht der Taschendieb seine Sache allein, fast immer ist er von einem, zuweilen von zwei Helfershelfern begleitet, die ihm bald den Rücken decken, bald die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich lenken, vor allem aber sofort das Gestohlene in Empfang nehmen und damit verschwinden. Denn selbst wenn eine Entdeckung unmittelbar nach dem Diebstahl erfolgt und der Dieb als Thäter verhaftet wird, so muß er doch, falls nicht Augenzeugen vorhanden sind, wegen Ergebnislosigkeit der Durchsuchung entlassen werden. Wird daher ein Taschendieb nicht während der That ertappt, so ist seine Überführung sehr schwer, da die gestohlenen Sachen schon längst beiseite geschafft sind und alles irgendwie Berräterische davon, wie Börsen, Briestafche, Verloques zc., sogleich vernichtet oder fortgeworfen werden. Unter den Taschendieben ist das weibliche Geschlecht stark vertreten, auch Kinder üben sich schon früh in diesem „Fach“ und bringen es darin zu großer Gewandtheit; besonders gern unterziehen sie während einer Pferdebahnfahrt die am Überzieher oder Sackett der Herren angebrachten sogenannten „Pferdebahntaschen“, in denen die kleine Münze aufbewahrt wird, einer eingehenden Untersuchung.

Die Taschendiebinnen haben fast stets ihre „Specialität“ und suchen darin immer neues zu ersinnen; hauptsächlich widmen sie sich ihren Evaschwestern, wie eine vielbestrafte, elegant auftretende Spitzblübin, die nach der gerichtlichen Aussage einer von ihr Bestohlenen folgendermaßen operierte: als die betreffende junge Dame eines Nachmittags durch eine Straße des Berliner Centrums ging, redete sie plötzlich eine hinter ihr gehende Dame mit den Worten an: „Um Gottes willen, meine Dame, wie sehen Sie aus! Man hat Ihr Sackett hinten in der häßlichsten Weise beschmutzt; so können Sie nicht weiter gehen, die Leute sehen Sie schon alle an, kommen Sie, bitte, hier auf den nächsten Hausflur, damit ich Sie abwischen kann.“ Die junge Dame folgte dem Ratschlage der lebenswürdigen Aufmerkamen, welche auf

dem Haussflur um ein Taschentuch bat, holte dies hervor, reichte es ihr, und die Helferin wischte energisch an ihr herum, ihr das Tuch in zusammengewickeltem Zustande mit der Mahnung zurückgebend, es vor geschehener Reinigung nicht zu benutzen. Die junge Dame schied mit herzlichstem Danke, um gleich darauf zu entdecken, daß die Geschichte ein schlau angelegtes Manöver war. Ihr Portemonnaie war verschwunden und jedenfalls während des angeblichen Abwischens von der „gefälligen“ Dame aus der Tasche gestohlen worden. Waren die Opfer einfacher gekleidet, so brachte die Diebin eine andere Methode zur Anwendung. Sie suchte sich solche Straßen aus, in denen der Bürgersteig stellenweise so schmal war, daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen konnten; sie begann mit den Frauen eine Unterhaltung über das Wetter, hielt sich dabei dicht neben ihnen und suchte hierbei Gelegenheit, deren Portemonnaies zu stehlen. Die Erkennung seitens der Bestohlenen wurde noch insofern erschwert, als jene Taschendiebin sich mehrmals am Tage umzog und auch häufig ihre Frisur veränderte; endlich aber erreichte sie doch die Hand der Polizei und — zehn Jahre Zuchthaus waren die Folge!

Die Taschendiebe scheinen übrigens in Berlin die Humoristen unter ihren so verschiedenartig zu Werke gehenden Kollegen zu sein, wenigstens sprechen eine Anzahl Fälle dafür, von denen hier einige des Kuriosums halber folgen mögen. Ein Berliner Einwohner besuchte ein Vorstadttheater und bemerkte, als er sich während des Zwischenakts ein Glas Bier kaufen wollte, daß ihm seine Börse gestohlen war; als er nach Schluß des Theaters in der Garderobe seinen Überzieher nahm und diesen anzog, war ihm dabei ein ältlicher Herr behilflich, und wie er vor der Thür nach seinen Handschuhen greifen wollte, bemerkte er in der Überziebertasche seine Börse, aber — — leer natürlich! Als er sie genauer untersuchte, fand er drei Zehn-Pfennigstücke darin, jedes in ein Blättchen weißes Papier eingehüllt mit folgen-

den Bleistiftaufschriften: Nr. 1. „Oller Kootsen, dust Dir dicke mit drei Mark in de Tasche. Na, vor den Groschen kannste Dir unterwegs eenen Topp koosen.“ Nr. 2. „Vor det Geld kannste Deinen Leichnam mit de Pferdebahn een Ende weg schaffen lassen, denn det loosen wird Dir doch zu sauer, wegen Deinen Kartoffelbauch, Du siehst also, id meene et gut mir Dir Schwemmkloos.“ Nr. 3. „Vor den Groschen kannste Dir lassen schließen, wenns De keenen Hausschlüssel nich hast, det De nich brauchst draußen zu schtehn und Dir Deine Rabattenbeene verkälten; haste aber eenen Schlüssel denn stech den Groschen Dein Willem in de Sparbüchse.“ —

Einer sich in Berlin im letzten März zum Besuch aufhaltenden Dame wurde während einer Vorstellung im Opernhause ihr Portemonnaie mit einem Inhalt von zwanzig Mark aus der äußeren Paletottasche gestohlen; nach zehn Tagen erhielt jene sich wieder in ihrer Heimat befindliche Dame das Portemonnaie nebst dem Geld in eingeschriebenem Paket mit folgendem Brief zurück: „Hochverehrte Frau! Als ich an jenem Abend den kühnen Griff in Ihre Tasche machte und dabei Ihre werthe Person musterte, hätte ich nicht gedacht, daß der Fund mit seinem Inhalt so weit hinter meinen Erwartungen zurückbleiben würde. Sie glauben gar nicht, wie viel Geld dazu gehört, um hier in Berlin in anständiger Weise leben zu können. Ich hielt Sie für eine Kleinstädterin, die mit gespicktem Geldbeutel sich Berlin ansieht und glaubte, einen guten Fang zu machen. Da ich nun aber gesehen, daß das Portemonnaie so wenig enthielt, so bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß Sie es nötiger als ich gebrauchen, sende es Ihnen zurück und hoffe, Ihnen damit Hochachtung vor unserem Stande beizubringen. Am nächsten Abend fand ich in der Tasche meines Nachbarn ein Portefeuille mit ca. 3000 Mark, das lohnte sich doch wenigstens! Sie werden sich wundern, wie ich es fertig gebracht, Ihre Adresse zu erfahren, ja, wir Berliner sind ‚versuchte Kerle‘. Ohne Ihren Portier wäre es mir allerdings nicht gelungen.

Sie schließlich ersuchend, das Versehen gütigst zu entschuldigen und Sie bittend, beim nächsten Besuch der Hauptstadt etwas mehr mitzubringen, zeichnet Hochachtungsvoll Haase.“ —

Derselbe „gefühlsvolle“ Spitzbube war es vielleicht, der, nachdem er einem Fährich während des Gottesdienstes im Dom den Mantel von hinten aufgeschnitten und ihm aus der Uniform seine Briestafche, die neben Geld noch Visitenkarten und verschiedene Schriftstücke enthielt, entwendet hatte, ihm diese nach einigen Tagen mit folgenden Zeilen wieder zustellte: „So viel als an dem Inhalt fehlt, ist Ihnen unzweifelhaft der bloße Besitz der Briestafche mit den darin befindlichen Schriftstücken wert. Im übrigen sehen Sie daraus, wie nützlich es ist, wenn man immer Visitenkarten bei sich führt; sonst wäre die Zurücksendung unmöglich gewesen.“ Ein ähnlicher Fall spielte sich bald darauf ebenfalls in Berlin ab: einem auf dem Anhalter Bahnhof angekommenen Herrn ward sein Koffer gestohlen, in dem sich außer Kleidungsstücken und Wäsche auch für ihn sehr wertvolle Baurisse und Zeichnungen befanden. Schon am folgenden Tage erhielt er letztere nach der Wohnung eines Verwandten, bei dem er abgestiegen war, mit folgendem Begleitschreiben zugeschickt: „Beigehend schicke Ihnen Ihre Zeichnungen zurück, da ich dieselben nicht gebrauchen kann. Was Ihre Sachen anbetrifft, die ich auf ungefähr 600 Mark schätze, so werde ich Ihnen den Schaden ersetzen, sobald meine Verhältnisse es gestatten.“ — —

Zahlreich vertreten unter der Berliner Diebsgesellschaft sind neben den Taschendieben die Laden-, Schaufenster- und Kollidiebe. Die Ladendiebe — „Schottenseller“ genannt — unternehmen ihre Diebstähle meist zu zweien; gemeinsam oder auch einzeln betreten sie den Laden, und während der eine von ihnen den Kaufmann beschäftigt und sich immer neue Sachen vorlegen läßt, bringt der andere dies oder jenes Stück beiseite, indem er es unter den Rock knöpft oder in eine der im Futter des Mantels befindlichen langen Diebs-

taschen steckt oder es scheinbar achtlos von dem Ladentisch wirft und beim Aufheben unter seinem langen Paletot verschwinden läßt. Zu den „Schottensellern“ gehören auch besonders viele Frauen, die mit der größten Routine die schwierigsten Ladendiebstähle verüben und dabei oft eine enorme Willens- und Körperkraft entwickeln, namentlich bei dem sogenannten „Rittmachen“, indem sie die gestohlene Ware zwischen die Schenkel klemmen und nach längerem Feilschen ruhig das Geschäft verlassen. Auch Wickelkinder sind schon zu Ladendiebstählen benutzt worden, indem das kleine Wesen von der vorgeblichen Amme, die scheinbar ermüdet war, auf irgend ein Stück Seidentuch, einen Shawl zc. gelegt wurde, der dann beim Aufheben mit verschwand. Futwelandiebe haben besondere Vorrichtungen an den Ärmelausschlägen der Röcke oder benutzen den mitgebrachten Schirm zum Verschwindenlassen der Gegenstände; auch die Fußzehen wirken bei ihren Diebstählen mit, indem die Diebe diesen oder jenen wertvollen kleinen Gegenstand unbemerkt von dem Ladentisch auf den Fußboden werfen, mit ihrem Fuße aus dem niederen, bequemen Schuh fahren und mit den Zehen — denn die Strümpfe sind vorn abgeschnitten — den bewußten Gegenstand ergreifen und schnell im Schuh verbergen.

Am gefährlichsten sind bei derartigen Diebstählen die Frauen und Mädchen, die oft unter hochtrabenden Namen und mit Dienerschaft in den großen Luxusgeschäften erscheinen, sich die kostbarsten Spitzen, Shawls und Seidentücher vorlegen lassen, immer wieder prüfen und mustern und handeln, bis sie endlich ein stattliches Paket zusammenlegen lassen mit dem Bedeuten, daß es noch im Laufe des Tages durch einen die Rechnung begleichenden Diener abgeholt werden würde. Das geschieht natürlich nie, und zu spät merkt der Geschäftsmann, daß er von einer abgefeynten Gaunerin ganz empfindlich bestohlen wurde. Auf Schuhgeschäfte haben es manche Diebinnen besonders abgesehen;

hier besteht ihre Praxis darin, daß sie um den Körper eine Schnur tragen, von der andere Schnüre mit eisernen Haken am unteren Ende herabhängen; während sie eine größere Zahl Stiefel anprobieren, befestigen sie in unbewachten Augenblicken rasch einige davon an den Haken. Alle diese Ladendiebe und -Diebinnen suchen sich, wie die Taschendiebe, sofort der gestohlenen Sachen zu entledigen, indem sie dieselben den Helfershelfern übergeben; tritt dann eine Verfolgung ein und werden sie verhaftet, so ist eine nähere Körperuntersuchung ergebnislos. Konnten sie das gestohlene Gut nicht mehr loswerden, so entledigen sie sich desselben oft noch auf dem Transport zur Polizeiwache mit größter Geschicklichkeit und lassen dann entweder mit sichtlichem Gleichmut oder auch unter lautem Protest die Durchsuchung über sich ergehen.

Mit unbegreiflicher Frechheit gehen zumeist die Schaufensterdiebe an ihr Werk; oft drücken sie einen Teil des Schaufensters mit Terpentinpflaster ein und nehmen die Waren heraus, oft bohren sie an der unteren Kante des Schaufensters mit einem Centrumböhrer ein Loch durch das Holz und ziehen mit einem gebogenen Stück Draht Ketten, Ringe, Spangen u. s. w. heraus, gedeckt vor den Blicken der Passanten durch ihre Genossen, die, sich lebhaft unterhaltend, scheinbar aufmerksam die Schaufensterauslagen betrachten. Mit gleicher Unverschämtheit werden die Schaukästendiebstähle verübt; als Arbeiter verkleidet oder auch ohne Hut, im bloßen Rock, einen Federhalter hinter dem Ohr, sodaß man ihn für einen Gehilfen des Geschäftsinhabers halten kann, tritt der Dieb an den Schaukasten heran, haßt ihn ruhig ab, wobei er alle Kniffe der Befestigung kennt, und verschwindet mit ihm im Hause, um ihn dort an einem verborgenen Fleckchen zu zertrümmern und seinen Inhalt in Taschen und unter der Kleidung zu bergen; nicht selten ist es aber auch schon passiert, daß er ruhig und ungehindert mit dem ganzen Kasten abmarschierte.

Zu einer wahren Kunst haben sich die Kollidiebe ausgebildet; sie treten an unbeaufsichtigte Fuhrwerke heran und nehmen von diesen, was sie fortschleppen können; dabei tragen sie häufig den Anzug eines Kollkutschers, so daß keiner der Vorübergehenden ein Arg hat. Der jährliche Schaden, den sie hauptsächlich den Expeditionsfirmen zufügen, ist ein sehr bedeutender, und sie ergänzen sich immer von neuem, trotzdem gerade in jüngster Zeit viele von ihnen dingfest gemacht wurden. Die Polizei bediente sich hierzu einer erfolgreichen List: ein mit Kisten und Ballen beladener Kollwagen, der mit einem Plantuche bedeckt war, fuhr die Straßen entlang, gelenkt von einem scheinbar angeheiterten Kutscher, der wiederholt hielt und sich in Destillationen und Restaurationen stärkte, seinen Wagen auf dem Fahrwege unbeaufsichtigt stehen lassend. Dies benutzten die Kollidiebe; allein oder auch zu zweien kamen sie heran, um einen Ballen unter der Leinwand hervorzuziehen — im selben Augenblick aber wurden die diebischen Finger von der kräftigen Faust eines Kriminalschutzmannes ergriffen, der mit einem Gefährten unter der Decke verborgen war und auf diese Weise die Verhaftung von über zwanzig Kollidieben bewerkstelligt.

Von den weiteren Mitgliedern der Berliner Diebeswelt erwähnen wir noch die Schlassiellendiebe, welche sich eine Schlassstelle mieten und dann spurlos, sobald die Wirte die Wohnung verlassen haben, mit ganzen Droschkenladungen von Sachen verschwinden; ferner die Bodendiebe, die sogenannten „Flatterfahrer“, die nur den Bodenkammern ihre Besuche abstatten und Wäsche wie Kleidung unter ihre Obhut nehmen; die Klichendiebe, welche, wenn das Dienstmädchen die Kliche auf einen Augenblick verlassen und hierbei die Thür nicht zugemacht hat, schnell sich silberne Löffel, Serviettenringe, Suppentellen zc. aneignen; die Kellerdiebe, die es hauptsächlich auf Weinlager abgesehen haben; die Kinderdiebe, welche Kindern das diesen zum Einholen gegebene Geld fortnehmen oder ihnen auch die Ohrringe aus-

haben; die „Leichenfledderer“, welche den auf Bänken in Parkanlagen Eingeschlafenen die Taschen ausräumen; die Paletotdiebe, deren Wirkungskreis in Lokalen und Cafés liegt; dann jene Diebe, die eine besondere Neigung für Billardbälle, Gasarme, Thürklinken u. s. w. haben, die Hundediebe, welche theils die Tiere wieder verkaufen, theils schlachten, oder auch, nachdem eine Belohnung ausgesetzt, sie ihren Besitzern „als gefunden“ zurückbringen, die Hoteldiebe, die Taubendiebe &c. — eine Liste, die wir noch vielfach fortsetzen könnten.

Was alles in Berlin gestohlen wird, ist wirklich mehr wie erstaunlich und oft des Gegenstandes wegen unbegreiflich — Lackstiefel und Oberhemden, Kaviarbüchsen und eiserne Nägel, wollene Unterkleider und Schachteln mit Zahnpasta, Theekannen und Fettpuder, medizinische Bücher und angerauchte Meerschaumpfeifen, vernickelte Stahlkämme und Dosen mit Insektenpulver, Suppenterrinen und eingemachte Früchte, selbst mehrere Duzend Flaschen mit „Antidiphtheritis“ und Leberthran beschlagnahmte die Polizei bei einem Hehler. Wurde doch vor wenigen Jahren vom Tegeler Schießplatze — wo wiederum die Geschößdiebe, welche sich steter Todesgefahr aussetzen, ihr Wesen treiben — das Bronzerohr eines Vierundzwanzigspüunders gestohlen, und die Entdeckung erfolgte nur, weil man wegen eines in derselben Nacht gefallenen leichten Regens noch die tiefen Näberspuren des Fuhrwerks, auf welchem das Rohr fortgeschafft worden war, verfolgen konnte: es war höchste Zeit, denn die „Kanondiebe“ waren bereits eifrig daran, die Bronze zu zersägen! Mehrfach ist es vorgekommen, daß die Zindächer einzelner abseits liegender Gebäude teilweise oder ganz abgedeckt und centnerweise auf Handwagen fortgeschafft wurden. Auch einen „fetten Braten“ verschmähen die Spitzbuben nicht; mit langen Stangen haben sie abends die an den Küchenfenstern hängenden Hasen, Gänse, Rehleulen &c. ab. Einem dieser Diebe stach einst ein feister Martinsvogel in die Augen, aber seine

Mühe, ihn abzuheben, war vergeblich, weil jener zu fest angebunden war; durch das Geräusch mochte das Mädchen aufmerksam geworden sein und öffnete das Fenster, worauf der Dieb ihr warnend zurief: „Sie, Kiele, eben war ein Mann hier, der die Gans mausen wollte, sehen Sie sich vor!“ — Natürlich beeilte sich die Küchenfee, den Braten loszubinden, im selben Augenblick aber, als sie den Faden gelöst, erhielt sie mit dem Stocke einen solchen Schlag auf die Hand, daß sie erschrocken die Gans fallen ließ, mit welcher der eigennützigte Warner flugs verschwand! — —

6.

Betrügereien und Schwindeleien,

Wucherer, Bauernfänger und Falschspieler.

Es ist selbstverständlich, daß gerade eine Weltstadt den geeigneten Boden für alle möglichen, oft scheinbar selbst unmöglichen, Betrügereien und Schwindeleien abgiebt und daß sich in ihrem Banne mit Vorliebe unlautere Existenzen aufhalten, die hier inmitten des gewaltigen Bevölkerungszusammenandranges und des sich stets verändernden fieberhaften Lebens und Treibens am ungestörtesten ihre dunklen Wege verfolgen zu können glauben. Nach Tausenden zählen in Berlin jene Menschen, die nur auf unrechte Art und Weise ihren Lebensunterhalt gewinnen, und so groß ihre Zahl ist, ebenso groß ist auch die Mannigfaltigkeit ihrer betrügerischen Manipulationen, von denen wir hier nur wenige charakteristische erwähnen wollen.

Am gefährlichsten dürften die internationalen Gauner sein, die sich unter hochtrabendem Namen oder als vornehme Ausländer einführen, oft sogar infolge ihrer gewandten Manieren in die bessere Gesellschaft eindringen und gewissermaßen unter deren Schutze ihre Hochstapeleien ausführen, bei denen sie sich nie mit einem kleineren Gewinn begnügen. Hauptsächlich haben es diese internationalen Herren auf die Juwelengeschäfte abgesehen, und es ist erstaunlich, welche neuen Mittel sie ersinnen, um jene vielgewarnten und aufmerksamen Geschäftsinhaber wie deren Angestellte immer aufs neue empfindlich zu schädigen.

Früher genügten den Hochstaplern weniger fein ausgeflügelte Schachzlige, um in den Besitz der erstrebten Schmucksachen zu kommen: so trat ein angeblicher Graf in einen Juwelierladen, suchte für mehrere hundert Thaler Goldsachen aus und bat, dieselben ihm in sein Hotel zu schicken, er würde sie dort sofort bezahlen. Der Bote des Juweliers kam, der Graf bezahlte einen Teil des Betrages in klingender Münze, den größeren mittelst eines Checks auf ein bekanntes Berliner Bankhaus; der Bote zögert, ob er letzteren annehmen soll, und der Graf befiehlt seinem Diener, sofort mit dem Boten in jenes Bankhaus zu gehen und persönlich die Auszahlung zu veranlassen. Der Bote entfernt sich, nun beruhigt, und — — der Graf verschwindet sofort mit dem Schmuck, denn auch den Diener hatte er nur seit einem Tage angenommen! — Heute verfangen derartige „naive“ Mätzchen nicht mehr, und die Hochstapler wissen dies am besten. Zu einem der ersten Berliner Juweliengeschäfte kam vor einem Jahr ein sicher auftretender Herr, sich Lord Ch. nennend, der einen Schmuck für dreißigtausend Mark aussuchte, ihn in eine wundervolle Kassette legen ließ und den Juwelier bat, beides ihm sogleich durch einen der Angestellten in sein Hotel bringen zu lassen, woselbst er die Rechnung bezahlen würde. Der Angestellte erschien, der Lord nahm die Kassette in Empfang und verschloß sie in einem im Zimmer stehen-

den Schreibsekretär, darauf in das Nebengemach tretend, um das Geld zu holen. Der Comptoirist wartete, er war ja seines Schmuckes sicher, der im selben Zimmer dicht bei ihm lag: eine Stunde verstrich, endlich trat er in das Nebengemach, es war leer, und zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß ein Loch in die Wand gebrochen und der Schmuck auf diese Weise aus dem Sekretär, dessen Rückwand gleichfalls schon vorher zerstört gewesen, entfernt worden war. Natürlich war der „Lord“ schon längst über alle Berge!

Das Hotel spielt bei derartigen Betrügereien stets eine große Rolle, häufig — unfreiwillig — auch der Hotelier selbst, die Kellner oder der Portier. In ein nahe einem Bahnhofe gelegenes Restaurant mit wenigen Fremdenzimmern kam wiederholt ein ehrbarer Provinziale, der sich sehr erfreut stellte, als er bei einem seiner Besuche erfuhr, daß er in dem Hause auch übernachten könne; er verhiess seine baldige Wiederkunft und bat den Wirt, die inzwischen für ihn einlaufenden Korrespondenzen zc. in Empfang zu nehmen; nachdem er schon Adieu gesagt, kehrte er nochmals zurück und erkundigte sich nach dem Namen des Wirtes. „Welch sonderbares Zusammentreffen“, rief er erstaunt aus, „ich heiße genau wie Sie!“ — Einige Briefe laufen für den Fremden ein, endlich wird auch ein Paket für ihn abgegeben, und der Fremde läßt es sich, da es ihm sehr nötige Warenmuster enthalte, nebst den Korrespondenzen durch einen Dienstmann abholen, bemerkend, daß er am Abend selbst vorsprechen würde. Wer natürlich nicht kam, war der „biedere Provinziale“, dagegen stellte sich einige Tage darauf ein Juwelier mit der Anfrage ein, ob der Wirt schon etwas aus den ihm zur Ansicht gesandten Pretiosen ausgewählt habe? Die Aufklärung ist leicht: Wirt und Juwelier waren betrogen worden und stritten sich, wer den Schaden zu tragen habe, der „ehrliche Fremde“ aber lachte sich ins Häufchen! —

Mit Vorliebe werden von den Hochstaplern die Portiers

der großen Hotels, die gewöhnlich über nennenswerte Ersparnisse verfügen, geprellt, und trotz ihrer Menschenkenntnis, trotz ihrer Vorsicht lassen sie sich immer wieder und wieder übertölpeln, theils durch das sichere Auftreten der „Fremden“, theils durch die Aussicht auf großen Gewinn. In einem der ersten Berliner Hotels wohnte einige Zeit hindurch ein russischer Graf mit seiner jungen Gattin und einem Kammerdiener; letzterer befreundete sich mit dem Portier des Hotels, erzählte ihm viel von den großen Glitern seines Herrn, von dessen Reichtum, dessen Liebe zu seiner schönen Gemahlin, einer geborenen Prinzessin, die er mit kostbaren Geschenken überhäufe u. s. w., und zeigte dabei dem Portier eine quittierte Rechnung eines bekannten Berliner Juweliergeschäfts über einen Halschmuck von vierzigtausend Mark. Bald darauf kamen mehrere Depeschen an den Grafen an, er zeigte sich verstört, dergleichen seine junge Frau, sie schrieben und depeschierten viel, und der Kammerdiener erzählte dem Portier, daß sein Herr die Nachricht empfangen habe von der Flucht eines seiner Verwalter, dem die Warschauer Bank dreißigtausend Rubel ausgezahlt, die er persönlich dem Grafen nach Berlin bringen sollte. Am Abend ließ der Graf den Portier rufen, er war sehr aufgeregt, wettete auf den betrügerischen Verwalter, erzählte in kurzen Worten dem Portier den Vorfall — den dieser ja schon wußte, nicht nur vom Kammerdiener, sondern auch aus den von ihm besorgten Depeschen — und sagte, daß er sofort zur Verfolgung des Entflohenen zwanzigtausend Mark haben müsse, hier, diesen Schmuck, den er vor wenigen Tagen für die doppelte Summe gekauft, gebe er zum Pfande und er wolle gern für die wenigen Tage, während welcher er von Berlin fortbleibe, dreitausend Mark Zinsen geben, — der Portier möchte den Schmuck zu einem Pfandleiher bringen, zu einem Bankier oder auch zu dem Juwelier, wo er gekauft worden sei. Der Portier gönnte den guten Gewinn keinem anderen, er nahm den Schmuck an sich und gab von seinen

Ersparnissen dem Grafen das Geld; dieser reiste mit dem Kammerdiener am frühen Morgen ab, seine Wiederkunft in vier, fünf Tagen verheißend, unterdessen die Gräfin in Berlin verblieb und sich unter den Schutz der russischen Botschaft, wohin sie im Hotelwagen fuhr, begab. Die fünf Tage vergingen, der sechste, siebente, achte folgte, der Graf kam nicht; der Portier wurde aufmerksam, er frug in der russischen Botschaft nach, wo man von jener Gräfin überhaupt nichts wußte, und suchte, unruhig gemacht, mit dem ihm zur Verwahrung übergebenen Schmuck den Juwelier auf. Dieser erkannte sofort das Kleinod als eine geschickte Fälschung, ebenso wie auch die Rechnung gefälscht war, denn jener „Graf“ hatte nur einen Schmuck für vierhundert Mark gekauft, und die Umänderung der Summe war daher sehr leicht gewesen! Der „Graf“ war seinen „Schmuck“ los, und — der Portier sein Geld!

Sabgier und Vertrauensseligkeit — um nicht Dummheit zu sagen — vereinigen sich meistens, um den Gaunern ihr Handwerk zu erleichtern, und gerade in dem „aufgeklärten“ Berlin werden die — Dummen nicht alle! Das war früher schon so und ist's heute genau noch; alle Warnungen helfen nichts, wie aus unzähligen Beispielen hervorgeht. Die Chronik der Nachbarstadt Berlins, Charlottenburgs, weist einen besonderen Fall von unglaublicher Frechheit einer- und unglaublicher Vertrauensduselei andererseits auf, der sich vor mehr als fünfzig Jahren ereignete und damals ungeheuere Erregung verursachte. Ein junges, weder hübsches noch sehr gewandtes Mädchen, Henriette Wille, Tochter eines Charlottenburger Gärtners, welche mehrere Jahre bei einem Berliner Bankier Bonne gewesen, war plötzlich zu überraschenden Reichthümern gelangt, und zwar sollte sich mit ihr, wie geflüstert wurde, ein Graf aus Brasilien verlobt haben, der sie mit seinen Schätzen überschüttete. Henriette bezog eine vornehme Wohnung, schaffte sich Pferde und Equipage an, hielt sich Dienerschaft und eine Gesellschafterin, ritt

täglich mit ihrem Stallmeister im Tiergarten spazieren, kaufte die teuersten Sachen, bezahlte alles bar, machte Reisen mit vierspänniger Extrapost, kurz, sie verdiente sich den ihr vom Volk gegebenen Namen der „Goldprinzessin“. Dabei konnte man ihr nie etwas Böses nachsagen, hörte allerdings auch nichts mehr von dem brasilianischen Grafen; die Polizei zog behutsam Erkundigungen ein und erfuhr, daß einer der ersten Berliner Kaufleute von Hamburg die Anweisung erhalten habe, dem Fräulein Wilke bedeutende Summen auszubehalten. Endlich mußten wohl die räthelhaften Geldquellen verfliegt sein, denn die „Goldprinzessin“ verpfändete einem Möbelhändler ein eingeseigelttes Paket mit Staatsschuldscheinen, welche sich jedoch bei einer Nachforschung als Zeitungsblätter entpuppten. Die verschwenderische Henriette wurde verhaftet und gestand sogleich offen ihre Betrügereien ein; sie hatte auch einmal „so leben wollen wie die vornehmen Leute“ und sich als Opfer ein in Charlottenburg ansässiges altes, ebenso reiches wie geiziges Fräulein Eversmann, mit der sie bekannt geworden war, ausersehen. Sie kam zu letzterer hin, erzählte ihr, daß die Fürstin Radziwill, mit welcher sie in Berlin häufig zusammentreffe, zum Bau einer Schule 500 Thaler gebrauche und da sie über diese Summe augenblicklich nicht verfüge, das Fräulein Eversmann, von der sie so Treffliches gehört, darum bitten lasse. Diese, sonst jeden Pfennig vor dem Ausgeben zehnmal umdrehend, ging sofort darauf ein und überschickte, hochersreut über diese Auszeichnung, durch die bereitwillige Henriette das Geld. Nach der Fürstin kam ein Prinz an die Reihe, er war in Verlegenheit, hatte auch von der „guten, loyalen Eversmann“ vernommen und nahm ihre Hilfe in Anspruch; schließlich wurde sogar der König vorgeschoben, er bot in einem huldvollen Schreiben der Eversmann, falls sie ihm Geld vorstrecke, 12 Prozent Zinsen und „gelegentliche kleine Aufmerksamkeiten“ an, und da die alte Dame sich vor Glück kaum zu fassen vermochte ob so viel Gnade, wiederholte er

häufig sein Anliegen und ließ sich sogar von der Köchin der Eversmann 250 Thaler borgen. Die Vermittlerin spielte die liebe Henriette, und binnen zwei Jahren hatte sie das ganze Vermögen der Eversmann — 12 000 Thaler bar und eine Hypothek von 8000 Thalern auf ein Haus — durchgebracht, wobei sie so vorsichtig gewesen war, eine größere Summe in Hamburg auf ihren Namen einzuzahlen. Die zwölf Jahre Zuchthaus werden der „Goldprinzessin“ nach dem kurzen Wohlleben wenig behagt haben! —

Und in demselben Charlottenburg kam laut einer Gerichtsverhandlung kürzlich nachstehender Betrug vor. In eine Gastwirtschaft trat eines Nachmittags ein sichtlich den besseren Ständen angehörender Mann und erklärte der allein anwesenden Frau des Besitzers, daß er letzterem, mit welchem er zusammen beim Militär gedient habe, einen Besuch abstaten wolle. Als ihm die Frau antwortete, daß ihr Mann schwer krank daniederliege und der Arzt kaum noch Hoffnung auf Besserung gebe, heuchelte der vorgebliche Freund helle Verzweiflung und wußte die Frau zu bestimmen, ihm Eintritt in das Krankenzimmer zu gestatten, ohne daß sie ihn begleitete. Wie sich später herausgestellt hat, ist der Unbekannte an das Bett herangetreten, hat zu dem Todkranken wie zu einem alten Freunde laut gesprochen, so daß die Frau es hören konnte, und ist dann zu dieser zurückgekehrt. Mit trauriger Miene und feuchten Augen suchte er die Gattin seines angeblichen Freundes zu trösten und teilte ihr mit, daß er beauftragt worden sei, das vorhandene Barvermögen in sicheren Papieren anzulegen. Die Frau war hoch erfreut über diesen Entschluß ihres Mannes, da er ihren längst gehegten Wünschen entsprach, holte zwölfhundert Mark herbei und übergab sie dem ihr unbekanntem Mann. Dieser nun forderte sie auf, ihn zum Bankier zu begleiten, „da in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhöre“. Dies geschah, beide begaben sich zu einem in Charlottenburg wohnhaften Bankier, wo die Gastwirtsfrau auf Ansuchen des Fremden vor der

Thür wartete, während er selbst das Geschäft betrat. Hier that er einige gleichgültige Fragen, um dann der draußen Stehenden zu erklären, daß in einer Stunde die Papiere abgeholt werden könnten, und beide gingen nun nach der Gastwirtschaft zurück. Auf dem Wege dorthin gab die ganz vertrauensselig gewordene Frau die Absicht kund, die Abwesenheit von Hause zum Einkauf von Kaffee zu benutzen, ihr Begleiter möge ihre Rückkehr vor dem Geschäft abwarten. Als sie jedoch mit ihrer Ware die Straße wieder betrat und sich nach dem Freunde ihres Mannes umsah, erfuhr sie, daß der in ihrer Gesellschaft befindlich gewesene Herr den ersten Pferdeisenbahnwagen benutzt habe, um nach Berlin zu entkommen. Jetzt erst merkte die Frau, daß sie einem Gauner in die Hände gefallen war, und erstattete sofort bei der Behörde Anzeige, die leider nichts mehr fruchtete. —

Als weiteren Beweis, wie weit die — — Gutmütigkeit der lieben Mitmenschen oft geht und in welcher Weise sie zu den seltsamsten Gaunerstreichen benutzt wird, lassen wir hier nach einem Zeitungsbericht eine zweite Berliner Gerichtsverhandlung folgen, die nicht minder humoristisch wirkt, aber auch auf unser auf die „allgemeine Bildung“ so stolzes Zeitalter bedenkliche Schlaglichter wirft. Wegen Diebstahls einer Broche und Körperverletzung hatte sich vor einem der Schöffengerichte kürzlich ein siebenundzwanzigjähriger, mit kolossalen Körperkräften ausgestatteter, bisher unbestrafter Speicherarbeiter, den wir Fritz Hamster nennen wollen, zu verantworten. „Derjelbe schien ebenso beschränkt wie gutmütig zu sein, und es war ein geradezu rührender Anblick, den ungeschlachten Enaktssohn mit den großen, wasserblauen Augen und dem strohgelben, struppigen Vollbart auf der Anklagebank zu sehen. Fritz Hamster arbeitete eines Tages auf dem Warenspeicher des Herrn M., als er ganz hinten aus dem entlegensten Winkel her ein unheimliches Geräusch vernahm. Zuerst hörte es sich an, wie das Schnauben eines wütenden Stieres, alsdann wie das Grrunzen eines Schweines,

welches wiederum durch Hundegebell abgelöst wurde, dem dann jene melodischen Töne folgten, in welchen verliebte Mäter nächtlicherweile dem Überschwang ihrer Gefühle Ausdruck geben. Die Sache war entschieden unheimlich. Fritz Hamster fing an, am ganzen Leibe wie Espenlaub zu zittern. Vor einem Warenballen, der seine drei bis vier Centner wiegt, würde er sich nicht gefürchtet haben, aber mit einem Spuk wie derjenige, welcher hier offenbar vorlag, wagte er nicht anzubinden. Am geratensten erschien ihm schleunige Flucht. Schon hatte er sich umgewandt, um die Treppe zu gewinnen, als mit einemmale eine dumpf tönende Stimme: ‚Stehen bleiben!‘ rief. Fritz Hamster gehorchte. ‚Stehen bleiben, oder ich drehe Dir das Genick um!‘ Der Angstschweiß kam dem armen Hamster über das Gesicht herab, seine Zähne klapperten und seine Beine schlotterten vor Furcht. — ‚Ich bin der Geist des alten Zanzig‘ — hub es hinten von neuem an — ‚und habe Hunger. — Hörst Du auch, Fritz Hamster, Hunger und Durst! Ich verlange von Dir‘ (hier schwoll die Stimme zu einem förmlichen Donnerrollen an) ‚ein ordentliches Frühstück und einen halben Liter Nordhäuser, aber gleich — sonst — —‘. Wie von Furien ge-
 hezt, stürmte Fritz Hamster von dannen. Der alte Zanzig, ein früherer Kollege, war schon zu Lebzeiten ein schlimmer Kumpan gewesen, mit dem nicht zu spaßen war. Es war kaum anzunehmen, daß im Jenseits, wo er offenbar nicht in die beste Gesellschaft gekommen, seine Manieren sich gebessert hätten. Eine Viertelstunde später trug unser Hamster eine große Schüssel mit frischgemachter Sülze, ein halbes Laib Brot sowie ein ordentliches Stück Zwiebelwurst und einen halben Liter Kornbrauntwein zum Speicher hinauf. Oben auf der drittletzten Treppenstufe stellte er seine Schätze nieder und entfloh. Er meldete sich bei seinem Prinzipal krank und wurde, da die Blässe seines Gesichts und sein verstörtes Wesen für die Richtigkeit seiner Angaben sprachen, beurlaubt. Zwei Tage darauf kam Fritz Hamster wieder. Er mußte

notgedrungen auf den Speicher gehen. Das erste, was er dort erblickte, war ein Haufen Scherben. Der Geist des alten Zanzig war wohl mit dem Frühstück nicht so recht zufrieden gewesen; vielleicht hatte er sich aber auch am Branntwein berauscht — auf alle Fälle hatte er die Schlüssel und die Flasche entzwei geschlagen. Fritz Hamster blickte sich schein nach allen Seiten um. Da ertönte wieder jene geisterhafte Stimme: ‚Fritz Hamster, ich brauche Cigarren!‘ — rief der Geist. ‚Heute Abend komme ich sie abholen — adieu!‘ Den Tag über hatte Hamster Ruhe und des Abends deponierte er die Cigarren. Von da ab stellte der Geist täglich neue Anforderungen an Hamster. Dieser zweifelte in seiner unergründlichen Dummheit keinen Augenblick daran, daß er es wirklich mit dem abgeschiedenen alten Zanzig zu thun habe, und erfüllte demselben, so lange er dazu imstande war, jeden billigen Wunsch. Was thut der Mensch nicht, um seine Ruhe zu haben? Schließlich gewöhnte er sich förmlich an seinen eigenartigen Verkehr mit der Geisterwelt. Dennoch aber kam es ihm überraschend, als der Geist eines Tages eine Kravatte, einen Stehkragen, ein paar Manschetten und eine goldene Damenbrotsche verlangte, mit dem Hinzufügen, daß er dann Ruhe vor ihm haben sollte. Der Geist des alten Zanzig hatte sich offenbar eine Braut angeschafft und war eitel geworden. Die Kravatte, den Stehkragen und die Manschetten wußte Fritz Hamster sich allenfalls zu verschaffen. Aber woher die Brotsche nehmen? Und dennoch mußte er den Geist befriedigen. Einige Tage später — der Geist hatte Wort gehalten und war nicht mehr erschienen — sagte Fritzens Braut ihm auf den Kopf zu, daß er ihre Brotsche gestohlen habe. Fritz geriet in höchste Entrüstung hierüber und kündigte seiner Braut die Freundschaft. Die Verlassene ging zur Polizei und erstattete die Strafanzeige wider ihn. Desselben Tages traf Hamster in einer Kneipe den Anton Balzer, einen Kollegen, der ihn stets wegen seiner Dummheit aufzog und hänselte. Heute trieb es der Balzer besonders arg. Er

meinte, der Hamster sei seit einiger Zeit stolz geworden, aber man wisse ganz genau, woher das komme. Wer auf dem Speicher einen so merkwürdigen Umgang mit der Geisterwelt pflege, dem seien natürlich seine Kollegen zu gering. . . . Diese anzüglichen Bemerkungen fielen wie ein heller Lichtstrahl in das Dunkel des Hamsterschen Schädels. Nunmehr stand es für Fritz fest, daß man ihn auf freche Weise zum besten gehabt — der Baltzer hatte offenbar den Geist gespielt und sich nicht nur auf seine Kosten lustig gemacht, sondern auch bereichert. Das kränkte den gutmütigen Menschen ungemein. Er verabsolgte dem Baltzer eine gehörige Ohrfeige. Baltzer, welcher als Zeuge vernommen wurde, bestritt, den Geist gespielt zu haben. Der Angeklagte habe einem gemeinsamen Kollegen seine Erlebnisse auf dem Speicher erzählt, und von diesem habe er sie erfahren — daher seine Anspielungen. Hamster wurde wegen der Körperverletzung unter Annahme mildernder Umstände zu zehn Mark Geldstrafe, eventuell zwei Tagen Gefängnis, verurteilt. Wegen des Diebstahls wurde das Verfahren eingestellt, denn Hamster hatte inzwischen seine Braut geheiratet, und diese machte von dem ihr zustehenden Recht der Zeugnisverweigerung Gebrauch. Sie will in Zukunft darüber wachen, daß ihr Fritz nicht mehr in Geisterhände fällt!“ — —

Auf die Leichtgläubigkeit ihrer „Klienten“ spekulieren denn auch die Heiratschwindler und -schwindlerinnen, von welchen Berlin eine stattliche Anzahl beherbergt, denen es natürlich nur auf Geld, nochmals Geld und zum drittenmale Geld ankommt. Deshalb werden gänzlich Mittellose auch nie auf die Unterstützung dieser Braven zu rechnen haben; man braucht ja allerdings nicht direkt über bare Mittel zu verfügen, wenn nur der Name, die Familie, die Stellung des Suchenden für die „etwaigen Auslagen und Bemühungen“ eine Bürgschaft leisten. Unter solchen Umständen wird sogar bares Geld dem Betreffenden auf Wechsel und gegen hohe Zinsen gegeben, denn wenn, was meistens der Fall, die

Vermittler und Vermittlerinnen nicht selbst Wucherer sind, so stehen sie doch fast immer mit solchen in engster Verbindung. Dafür, „wie es gemacht wird“, dient am besten ein Beispiel, das sich im vergangenen Jahre in der Hauptstadt abgespielt hat und treu dem Leben nachgezählt ist.

Baron von F., einem sehr alten, jedoch nicht mehr vermögenden Adelsgeschlecht angehörend, kam im Frühling nach Berlin, um sich hier eine einigermaßen erträgliche Stellung zu erwerben; er machte, da ihm das Schicksal schon rauh mitgespielt, durchaus nicht große Ansprüche, die sich, als er die Vergeblichkeit seiner vielfachen Bemühungen allmählich einsah, immer mehr und mehr herabminderten. Es fand sich für den Dreißigjährigen jedoch nichts vor, nicht der geringste Posten im Statistischen Amt, nicht die kleinste Stellung bei der Polizei oder beim Magistrat. Dem Baron ging es immer schlechter, die Wände seiner kleinen Stube im dritten Stock eines Hauses der Kottbuser Straße sahen ihn stets trauriger werden —, und er verdiente durchaus nicht eine solche Lage, er war, wie man sagt, ein „guter Kerl“, nicht gerade sehr klug, aber doch anständig, geschickt, liebenswürdig und durchaus nicht mehr, wie früher, leichtsinnig. Als seine letzten Groschen dahin waren, griffen ihm in Berlin wohnende Freunde von früherher etwas unter die Arme, und mag nun einer von diesen ihm die Idee eingegeben oder mag er sie aus einer Zeitung entnommen haben, kurz und gut, unser Baron von F. befreundete sich schnell mit dem Gedanken, sein Glück durch eine reiche Heirat zu machen.

Wer anders, da er nicht in der guten Berliner Gesellschaft verkehrte, konnte ihm dazu verhelfen, als ein Heiratsvermittler. In diesem Fall war es nun eine Vermittlerin, Frau M., die er aufsuchte und die er in einer sehr hübsch eingerichteten Wohnung vor dem Halleschen Thore fand. Die Aufnahme war eine äußerst freundliche, die in mittleren Jahren stehende „Dame“, die sogar ein richtiges Deutsch sprach und bei der Unterhaltung durchblicken ließ, daß ihr

verstorbenen Mann eine hohe militärische Stellung eingenommen, zeigte ein Album nach dem anderen mit Photographien vor, dabei bemerkend, daß sie „für all' jene Hymens Stelle vertreten hätte“. Natürlich, wie sie meinte, nur, weil es ihr Vergnügen machte; trotzdem mußte der Baron einen Schein unterschreiben, durch welchen er sich verpflichtete, zehn Prozent der eventuellen Mitgift an die Vermittlerin zu zahlen. Er gestand der letzteren offen ein, daß er kein Geld besitze und sie daher auf alle etwaigen Vorschlässe verzichten müsse. Sie bedauerte lebhaft, daß sie „augenblicklich in etwas schwieriger Lage“ wäre, ihm deshalb auch nichts vorstrecken könne, daß sie aber einen guten Bekannten hätte, den Rentier W. in der Friedrichstraße, der zwar nie Geldgeschäfte mache, aber ihr zu Gefallen wohl dem Baron eine Summe borgen würde, „denn zum Heiraten gehört Geld“. —

Unser Baron war derselben Meinung, er ging zu dem Rentier W. hin, berief sich auf Frau M. und erhielt von demselben nach einigen Tagen zweihundert Mark, rückzahlbar nach zwei Monaten; er mußte natürlich dafür dreihundert Mark schreiben, und da Herr W. ein wohlwollender Mann war, der sehr gern seine Mitmenschen unterstützte, so hat er den Baron, doch noch von ihm einige Kisten Cigarren, ein Duzend Flaschen Wein und den Stoff zu einem hübschen „Damenkleide“ — dabei lächelte Herr W. vertraulich — anzunehmen; bezahlt könnten die Sachen werden, wenn es der Baron wolle, nur der Richtigkeit halber möchte er noch ein Wechselchen über hundert Mark unterschreiben. Der Baron war ganz damit einverstanden, diese Lappalie, so dachte er, würde er ja bald bezahlen können, sobald die reiche Frau da war; die Cigarren rauchte er teils selbst, teils verschenkte er sie, zu dem Wein lud er einige Bekannte ein, das Kleid bekam eine niedliche kleine Schneidermamsell, von dem Geld erhielt Frau M. für notwendige Gänge, Droschkenfahrten, Erkundigungen zc. fünfzig Mark, und der Rest ging bald dahin. Als dieser Zeitpunkt gekommen war, drehte sich

Baron v. F. eine Cigarette und wanderte zu Frau M., denn „nun ist gewiß die Frau da“. Das war allerdings nicht der Fall, Frau M. beteuerte, wie sehr sie sich bemüht, wie sie „Tag und Nacht nur für den Herrn Baron gearbeitet hätte“, daß es jedoch in dem großen Berlin gar zu schwierig wäre, eine passende Partie zu finden, „denn all und jedes nähme doch der Herr Baron auch nicht“. Sie wolle sich nun einmal nach auswärts wenden, sie hätte schon Unterhandlungen angeknüpft und zwar hätte sie „die Tochter eines großen Sägemühlbesitzers in der Nähe von Halle a. S. mit über vierzigtausend Thalern Vermögen“ in Aussicht. Sie wollte in diesen Tagen selbst nach Halle reisen und es wäre sehr gut, wenn der Herr Baron sie begleitete. Dazu hatte derselbe erstens keine Lust und zweitens kein Geld, des letzteren Grundes wegen suchte er Herrn W. wieder auf, dieser bedauerte sehr, große Zahlungen in der vergangenen Woche gehabt zu haben, aber sein Freund N. in der Prinzenstraße würde gewiß bereit sein, dem Baron zu helfen. „Freund N.“ that es denn auch nach einigem Zögern auf ähnliche Weise wie Herr W.

Der Baron, der nun eine Schuld von achthundert Mark hatte, von der er nur die Hälfte bar empfangen, mußte an Frau M. für die Reise nach Halle sechzig Mark zahlen. Auch diese Fahrt, die natürlich nie unternommen wurde, erzielte kein Resultat. Unterdessen kam der Verfalltermin des ersten Wechsels heran, Baron v. F. bat dringend Herrn W. zu prolongieren, aber das „Opfer“ mußte wohl reif sein, es war nicht vollwertig genug, um weiter gepreßt zu werden: Herr W. meinte klügl, daß er sein Geld zum bestimmten Termin zurück erhalten müsse, der Baron äußerte erregt, er hätte nichts, Herr W. versetzte, dann werde er sich an die Familie (nach der er sich schon vor dem „Geschäft“ eingehend erkundigt) wenden, und so geschah es auch. Um weiteres Aufsehen zu vermeiden, schlossen sich drei Familienangehörige derer von F. zusammen, einer kam nach Berlin,

beglich persönlich die Wechsel und gab den Rest der Tausendmarknote dem verehrten Nessen zur schleunigen Überfahrt nach Amerika, woselbst dieser denn auch seitdem weilte. —

Dies ein Beispiel für viele!

Manche Heiraten mögen aber auch wirklich durch Vermittler zustande kommen; viele Familien wünschen dringend, daß aus irgend welchen Ursachen — Stiefmutter, Streitigkeiten, Erbteilungen zc. — ihre Töchter recht bald unter die Haube gelangen, und lassen dann den Vermittler „seines hohen Amtes walten“; heirats- oder, besser gesagt, „geldlustige“ Männer hat dieser genug an der Hand oder findet sie leicht durch trügerische Annoncen in den Zeitungen.

Damit kommen wir auf eine neue Seite der Heiratsvermittlung zu sprechen; sie ist zwar nicht so gefährlich wie die vom Baron v. F. erzählte, ist aber auch nur ausschließlich auf den „Geldfang“ abgesehen und hat gleichfalls eine verurtheilte Ähnlichkeit mit Ver—reicherung der eine Lebensgefährtin Suchenden! In den Journalen und Tagesblättern steht häufig die Anzeige: „Reiche Heiraten zu erfahren. Briefe mit Porto zur Rückantwort sub so und so, Postamt so und so, Berlin.“ Wer dieser Annonce folgt, erhält bald einen Brief mit der Nachricht, „daß in Berlin ein ‚Specialorgan für Mariage‘ erscheint und zwar monatlich zwei- bis dreimal; Abonnement für drei Monate dreißig, für die Hälfte fünfzehn Mark, Betrag einzusenden oder durch Postnachnahme zu erheben — es unterliegt keinem Zweifel, auf diese Weise eine reiche Frau zu erhalten!“ Wer nun das Geld einschickt — die Dummen werden ja wahrlich nie alle! — erhält einige Nummern des in mächtigem Format erscheinenden „Specialorgans“, welches eine Frau herausgiebt. Am Kopf jeder Nummer steht, daß „die Expedition des Organs täglich aus allen Gegenden des Deutschen Reiches, Oesterreichs und der Schweiz mit Aufträgen von der höchsten Aristokratie bis zum Bürger-, Beamten- und Gewerbestande um Aufnahme im ‚Specialorgan‘ ersucht wird“. Daran an-

schließend wird bemerkt, daß man mit den betreffenden Damen nur durch die Expedition (unter Beifügung des Portos zur Weiterbeförderung) in Verbindung treten und daß die Expedition selbstverständlich für eine Beantwortung der Offerten nicht hürten könne. — Vor uns liegt nun eine Nummer des „3. Jahrgangs“ dieses „Specialorgans“, in welcher nicht weniger als ca. 250 heiratslustige Damen und Dämchen verzeichnet sind. Dieselben sind genau registriert und zwar in folgender Weise (wir lassen dabei den „Steckbrief“ einer der Heiratslustigen dieser Nummer folgen): „Chiffrenummern, welche bei Briefen an die Auserwählte unbedingt angegeben werden müssen“: 648. — „Name“ (derselbe ist überall nur durch Buchstaben angedeutet): Frä. M. P. — „Ort“ (desgleichen): Landbesitz bei F. — „Religion“: Evangelisch. — „Geboren“: 1862. — „Schlank oder mittelgroß“?: Mittelgroß. — „Ob die Eltern noch am Leben sind und welche Stellung dieselben einnehmen“: Ja, Besitzer eines herrschaftlichen Landsitzes. — „Ob die wirtschaftliche Erziehung im elterlichen Hause oder in einem Pensionat vollendet wurde“?: Im elterlichen Hause. — „Ob Vermögen vorhanden und dessen Höhe“?: Feine Aussteuer nebst 3000 Mark. — „Ob Erbschaften zu erwarten und ungefähr in welcher Höhe“?: Nach dem Tode meiner Eltern 90 000 Mark. — „Wenn Witwe, ob Kinder vorhanden und wie viel“?: Nein. — „Welchem Stand resp. Beschäftigung des Herrn der Vorzug gegeben wird“?: Ein höherer königlicher Beamter oder auch Gutsbesitzer. — „Ob der Herr auch Witwer sein darf“?: Ja, aber ohne Kinder. — „Ob der Herr aus dem Bürger- oder Adelsstand sein muß“?: Ist gleich. —

Die Durchsicht der Liste gewährt ein aufrichtiges Vergnügen; neben den jüngsten — geboren 1873 — sind auch die ältesten Register — geboren 1837 — vorhanden; verschiedene Frauen können mit „erwachsenen Söhnen“, von denen der eine „auf seine Kosten studiert“, dienen, einzelne Vermögen sind recht hübsch, eine Frau S. M. verfügt über

600 000 Mark und man kann es ihr ja durchaus nicht verargen, wenn sie zu denselben nur „einen adligen hohen Offizier oder dito seinen Rentier“ wünscht. Ein anderes Dämchen, „Fräulein v. Z. in Z., protestantisch, geboren 1856, groß und schlank, Mama lebt, ist Freifrau, wurde erzogen in den feinsten Pensionaten der Schweiz und Deutschlands, hat 100 000 Mark Vermögen, bekommt „nach dem Tode der Tante eine Rente von 6000 Mark und erbt später 500 000 Mark“, wünscht natürlich nur einen adeligen reichen Gutsbesitzer oder Diplomaten! — Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?! —

Doch genug von dieser Schar „Freisrännleins“, die wohl alle mehr oder minder in der Phantasie der ingeniosen Herausgeberin des „Specialorgans“ spuken; diese würdige Dame muß wissen, daß dreißig Mark für viele Herren zu wenig sind, und so giebt sie außerdem noch ein Blättchen heraus: „Für reiche Heirat. Specialorgan für Korrespondenzen an Damen behufs sofortiger Anbahnung sehr reicher Verheirathungen“, welches Annoncen von heiratslustigen Herren aufnimmt, „die Zeile von sieben Worten nur eine Mark“. — Übrigens liegt den Exemplaren des „Specialorgans“ stets ein roter Zettel bei mit der Notiz: „Zur Beachtung! Von der neuesten Nummer des ‚Specialorgans‘ ist auch ein Exemplar an das Königliche Polizeipräsidium in Berlin als Belag zur Einsicht abgesandt worden, wodurch dem § 9 des Pressegesetzes vollständig genügt wurde. Die Expedition.“

Warum das? Ahnt die Herausgeberin etwa, daß sonst recht viele Exemplare unverlangt der Polizeibehörde zugehen würden? Ihre Ahnung mag oft in Erfüllung gegangen sein, denn die Polizei schritt erst kürzlich energisch gegen diese und ähnliche Schwindeleien ein, welchen jährlich tausende „Heiratslustiger“ zum Opfer fallen.

An dem weiter oben erzählten Beispiel haben wir bereits gezeigt, daß sich zuweilen die Wucherer mit den Heiratschwindlern verbinden — dies Kapitel der Berliner Wucherei

ist eins der schlimmsten des großstädtischen Lebens, und doch vermögen die Polizei und Gerichte demselben nur in seltenen Fällen energischer beizukommen. In erster Linie sind es junge, nach Berlin kommandierte Offiziere, auf welche es die Wucherer abgesehen haben, und für manchen dieser kaum flügge gewordenen Marschöhne wurde Berlin der Prellstein, an dem seine Laufbahn scheiterte. Das Pflaster hier ist ein heißes und für den, der zum Geldausgeben Talent hat, ein kostspieliges; in der Garnison lebt man seinen gewohnten Gang, und teure Extravaganzen kommen seltener vor, zumeist sieht auch der Kommandeur darauf, daß der Etat des Einzelnen nicht zu weit überschritten wird. In der Weltstadt fehlt jegliche Kontrolle, das flotte Berliner Leben verlockt sehr leicht zu bedeutenden Ausgaben, man kommt mit Kameraden zusammen, die einen höheren Zuschuß haben und will es ihnen nun gleich thun, nach kurzer Zeit versagen die eigenen Mittel, gute Bekannte helfen vorläufig mit den ihrigen aus, dann, um all die „Läpperschulden“ zu tilgen, wünscht man eine größere Summe aufzunehmen, und auch hierfür wird bald Rat geschafft — Berlin verfügt ja über genug „mildthätige Seelen“, die gern einem jungen Offizier aus „augenblicklicher Verlegenheit“ helfen. Natürlich nicht für umsonst, das wäre ja eine Beleidigung für den Geldsuchenden, eine gewisse Provision muß ausgesetzt werden, vielleicht ist sie sogar doppelt, denn nicht nur der Geldverleiher will etwas verdienen, sondern auch sein „Freund“, der ihm selbst die bewußte Summe vorgestreckt — zumeist existiert dieser „Freund“ überhaupt nicht, er wird zur Erhöhung der Prozente erfunden und gilt nötigenfalls als Deckschild, wenn die Schlinge um das arme Opfer gezogen wird. Dann heißt es: „Mein Freund muß sein Geld zurück haben“, oder: „Er kann es bei einem andern Unternehmen gut verwenden, will es Ihnen aber ausnahmsweise lassen, freilich kann er nicht zu Schaden kommen, Sie müssen schon einige Prozente mehr bezahlen“, und so fort, bis, je nach dem materiellen „Gewicht“ des

Opfers, nach den Vermögensverhältnissen seiner Familie, nach der Stellung seiner nächsten Verwandten zc., endlich der Hauptschlag fällt und der mit Wechselln und Schuldscheinen fest Umspinnene durch die niederträchtigsten Machinationen zum Bezahlen der enorm angewachsenen Summen gezwungen wird. Da er das Geld nicht hat, da der Erpresser mit einer Anzeige beim Regimentskommandeur oder gerichtlicher Verfolgung droht und die fernere Laufbahn des Offiziers in Frage steht, so bringt gewöhnlich die Familie, bringen die Verwandten, häufig unter den schwersten Entbehrungen, das Geld auf, und der Wucherer lacht sich vergnügt ins Fäustchen: ein guter „Coup“ ist ihm wieder einmal gelungen.

Die Zahl der bekannten Wucherer, unter denen sich auch ein Brüderpaar mit altadligem Namen befindet, mag in Berlin ein halbes Hundert betragen, sie stehen untereinander in regelmäßiger Verbindung und lassen sich gegenseitig genaue Nachrichten über ihre „Kunden“ zukommen. Den letzteren ist es daher auch unmöglich, sich eventuell mit Hilfe der andern aus den Fängen des einen zu befreien; er kann an keiner Stelle Geld erhalten oder doch nur unter derartigen Bedingungen, daß er immer rettungsloser in sein Verderben gezogen wird. Den Ertrag teilen sich selbstverständlich hinter seinem Rücken diese Viedermänner. Durch das Vorgeben, sie erhielten das auszuleihende Geld auch erst durch Bekannte, die daran verdienen müßten, ferner durch das Weitergeben der Wechsel mit angeblichem beständigem „Damno“, welches dem Schuldner angerechnet wird, steigen die meistens zuerst kleinen Summen rapid an — so ist vor wenigen Jahren gerichtlich nachgewiesen worden, daß ein in Wucherhände Gefallener für eine anfängliche Schuld von 300 Thalern binnen siebzehn Jahren 70 000 Mark Zinsen zc. bezahlt hat! Gegen das 1881 erlassene Wuchergesetz weiß sich dieser Auswurf der Menschheit schon durch allerlei Kniffe zu schützen, vor allem durch das eben angeführte Weitergeben der Wechsel,

wobei schließlich jede Kontrolle fast unmöglich wird. Der Zinsfuß ist ein verschiedener, er fängt zuweilen „nur“ mit 30 Prozent an — und das ist sehr wenig! — manchmal beträgt er aber auch gleich — 120 Prozent! Eine geliebene Summe von 2000 Mark ist demnach in einem Jahr auf 4400 Mark angeschwollen, mit Provision und mit eventueller Weitergabe aber auf ca. 6000 Mark.

Um das Buchergesetz zu umgehen, werden auch gern Waren verabreicht; angenommen, es will jemand bei einem dieser Ehrenmänner 2000 Mark leihen, so erhält er nur 1000 Mark bar, die andern 1000 Mark in allerhand Sachen, z. B. Cigarren, Wein, Spirituosen, Möbel, Uhren, Ketten zc. Natürlich sind diese Gegenstände nicht ein Zehntel der dafür angesetzten Summe wert, sie sind extra für diesen Zweck fabriziert und absoluter Schund, zu spät sieht dies der Geprüllte ein, aber er hat seinen Wechsel von 2000 Mark unterschrieben, und dieser Wechsel ist dann schon längst in anderen Händen. Ein gerade in diesem Warensache sehr bewandertes Geldmann hatte bis vor kurzem sein Kontor in der Nähe der „Passage“; er gehörte nicht zu den schlimmsten seiner Kollegen, nahm, irre ich nicht, nur 30 Prozent, borgte nicht über 1000 Mark und zählte zu seinen Kunden speciell jüngere, nach Berlin kommandierte Offiziere. Wer bei ihm bis 200 Mark lieb, mußte den Stoff zu einem grünwollenen Damenkleid entnehmen, bei 400 Mark daneben mehrere hundert Stück Cigarren, bei 600 Mark neben Kleiderstoff und Cigarren noch — einige Hüte! Was sollten die Offiziere mit den Damenstoffen machen — nach Hause senden, das hätte doch recht verdächtig ausgesehen, sie mußten also dafür Verwendung in Berlin finden, nun, und das war wahrlich leicht genug. Der Schreiber dieses entsinnt sich noch mit großem Vergnügen jenes Abends, wo wir in einem Bilseschen Konzert nicht weniger als — elf junge Mädchen, kleine Schneiderinnen, Konfektionenssen, Ladenmamsells, zählten, die jenen ominösen grünen Kleiderstoff trugen. Wir

nannten sie „Laubfrösche“, und noch jetzt trifft man hin und wieder einige von ihnen, oder es mögen auch andere, frische sein, denn so lange jener einstige „Geschäftsfreund“ noch seine alte Thätigkeit ausübt, werden auch diese „Laubfrösche“ schwerlich aus dem Straßenleben Berlins verschwinden.

Von den übrigen specifischen Berliner Schwindelarten nennen wir noch den vielverbreiteten Möbel- und Auktions-schwindel, die beide ganz fabrikmäßig betrieben werden und sogar besondere Fabriken von Schundfachen in Nahrung setzen. Zuweilen liest man in den Zeitungen Annoncen wie: „Wegen Abreise eines jungen Diplomaten eine elegante Wohnungseinrichtung spottbillig zu verkaufen“, oder: „Wegen zurückgegangener Verlobung ist diversses Nußbaummobiliar sehr preiswert zu veräußern“, oder: „Wegen Todesfalls ist eine ganze Wirtschaft um jeden Preis zu verkaufen!“ Sehr häufig steckt hinter diesen Ankündigungen ein Möbelschwindler, der sich Privatwohnungen gemietet, in diese seine Helfershelfer oder oft =helferinnen gesetzt hat und durch jene trügerischen Vorspiegelungen wie den scheinbar billigen Preis seine Schundware schnell los werden will. Gerichtlich ist nachgewiesen worden, daß ein einziger „Möbelhändler“ in kurzer Zeit zehnmal hintereinander eine derartige „gesandtschaftliche“ oder „hochgräßliche“ Einrichtung verkauft hat; die Käufer sehen meistens zu spät ihren Schaden ein und wenn sie sich melden, ist die Wohnung von neuem vermietet und des Verkäufers nur schwer habhaft zu werden.

Ähnlich verhält es sich mit den betrügerischen „Wander-auktionen“: in einer belebten Straße Berlins wird ein Laden gemietet und in demselben Auktion auf Auktion abgehalten, bald von Ölgemälden, bald von Cigarren, bald von Goldsachen oder Wäscheausstattungen. Der nähertretende Fremde — denn der Berliner traut diesem Frieden nicht mehr — wird überrascht durch das gute Außere der Waren und ihre Billigkeit, und da von den Anwesenden viel geboten und gekauft wird, bietet auch er mit und — kauft! Gewöhnlich

ist er der einzige reelle Käufer, denn die übrigen sind nur „Anreißer“, die in den Diensten des Auktionators stehen und die von ihnen „gekauften“, zum Laden hinausgetragenen Waren vom Hofe aus wieder hereinbringen! Daß der Käufer meistens empfindlich betrogen wird, brauchen wir kaum noch zu erwähnen; aber auch er sieht dies meist zu spät ein und selbst wenn er — was selten geschieht — seinen „Hineinfall“ anzeigt, so ist dann schon der Laden geräumt und das „Wanderlager“ unter anderem Namen an einer entfernten Stelle der Stadt aufgeschlagen! —

Einen großen Umfang hat auch der Stellenvermittlung- und Rautionschwindel angenommen, der seine üppigsten Blüten in den Inseratenspalten der Zeitungen treibt und dort sowohl wie auch direkt von der hauptstädtischen Polizei eifrig beobachtet wird, die überhaupt allen irgendwie verdächtigen Annoncen ihre eingehende Aufmerksamkeit widmet. Desgleichen sucht sie den Kartenlegerinnen, dem geheimen „höheren“ Bettlertum, den Pfandscheinschiebern, dem Ausnutzen der Kinder zu verbotenen Erwerbsszwecken, den widerwärtigen Erpressern, den Kurpsuschern zc. beizukommen, nur daß dies nicht immer in erwünschter Weise gelingt, da gerade diese weltstädtischen Schmarogerpflanzen auf das genaueste das Gesetz kennen und es so geschickt zu umgehen wissen, daß sich nur selten eine Handhabe zu ihrer gerichtlichen Bestrafung findet, ebenso wie sie nur, von besonderen Umständen begünstigt, den „galanten Frauen“ ihr schändliches Kuppelgewerbe legen kann, welches diese entweder unter ganz harmlosem oder äußerst glänzendem Aushängeschilder betreiben.

Schließlich noch einige Worte über die Berliner Bauernfänger, die es vor einer Reihe von Jahren zu einer ominösen Berühmtheit gebracht hatten und deren Namen allein schon vielen Provinzialen Berlin in dem düstersten Lichte erscheinen ließ. Seitdem ist seitens der Polizei tüchtig unter den „Rittern vom Himmelblättchen“ aufgeräumt worden, und

auch die Zeitungen haben mit ihren fortgesetzten Warnungen und Eröffnungen viel zur Beseitigung dieser Stadtplage beigetragen, aber ganz ist dieselbe doch noch nicht gehoben und wird auch nie gehoben werden, es müßte denn der letzte Dumme aussterben und — das hat noch gute Wege! So giebt es denn auch noch heute Bauernfänger in Berlin und es fehlt ihnen ebenso wenig an Opfern, die sie zuweilen ganz gehörig rupfen, sei es mittelst des uralten, aber noch immer „zugkräftigen“ Rummelblättchens, bekanntlich nur eines Kartenkunststückes, sei es mittelst anderer Kartenspiele, in welche der Bauernfänger entweder geschickt seine eigenen „gezinkten“ (gezeichneten) Karten mischt oder ihm die mit im Komplott befindlichen Umstehenden durch Zeichen und anscheinend harmlose Worte die Karten seines Partners verraten, sei es in Folge „Knobelns“ mit falschen Würfeln und dergleichen mehr. Auch hier merkt der Geprellte immer erst zu spät, wer denn eigentlich die Herren „Baumeister“, „Doktor“, „Lieutenant a. D.“ und „Gutsbesitzer“, die ihm so liebenswürdig entgegengekommen und ihn so dringend vor den Bauernfängern Berlins gewarnt, waren, und selbst wenn er sich auf die Polizei begiebt und dort seine Gefährten im Verbrecheralbum erkennt und jene auch verhaftet werden — das Geld ist doch verloren und die eventuell gleichfalls verspielte Uhr, die Kette, die Dinge sind längst zum Fehler gewandert.

Neben den hauptsächlich vom Falschspiel lebenden Bauernfängern giebt es in Berlin noch Spielklubs in allen Rangabstufungen, in denen das verbotene Hazard eifrig gepflegt wird; unter den Handwerkern sind die Bäcker die leidenschaftlichsten Hazardspieler, und in den Bäckerherbergen wie auch an anderen von ihnen sehr geheim gehaltenen Zusammenkunftsorten wird dem Spielteufel Nächte und — seitens der Gesellen — Tage hindurch gefröhnt. Selten nur glückt es der Polizei, eine derartige Spielbank aufzuheben; die Teilnehmer verraten selbstverständlich nichts, und

da man Fremde überhaupt nicht einläßt und selbst gegen die von Freunden Eingeführten die erste Zeit hindurch Argwohn hegt, gehört Glück, Geschick, Verstellungskunst und Geduld dazu, bis ein Kriminalkommissar das: „Im Namen des Gesetzes!“ zwischen die Spieler schleudern kann. Und auch das hilft nicht viel, wenn nicht der Ort des Spiels von allen Seiten mit Polizeibeamten umstellt ist und diese im gegebenen Augenblick eindringen, um ein Ausdrehen des Gases, ein Verbergen des Geldes, eine allgemeine Flucht, ja auch Gewaltthaten gegen den gefaßten Eindringling zu verhindern. —

Die Hefe des Berliner Gefindels aber, weit unter den Verbrechern und Schwindlern stehend, bildet das Zuhälterthum, bilden die „Beschützer“ der Dirnen — von ihrer verächtlichen „Thätigkeit“ abgesehen die feigsten und trotzdem gefährlichsten Gesellen, stets mit dem Messer bereit und stets nur aus dem Hinterhalt hervordringend und nach vollzogener Blutthat sofort wieder im Dunkel der Nacht verschwindend. Wegen ihrer Zahl, wegen ihres Zusammenhaltens, wegen der vielen Schlupfwinkel, die ihnen die Dirnen bieten, bereitet ihre Verfolgung der Polizei häufig die größten Schwierigkeiten, und es kann nicht genug gewünscht werden, daß gegen sie in der rücksichtslosesten, schärfsten, vernichtendsten Weise vorgegangen wird. Mehrere Skandalprozesse haben gerade in letzter Zeit das unheimliche Getriebe dieser verruchten Gesellen grell in das Tageslicht gerückt und haben sie als eine große öffentliche Gefahr für Berlin erscheinen lassen — möchte man sie auf das anhaltendste, denkbar strengste verfolgen, erst mit ihrer Ausrottung wird Berlin moralisch mehr gesunden und sich eines besseren Rufes nach außen erfreuen!

7.

Das Zusammenhalten der Verbrecher,

ihre Namen, Sprache und Fehler.

Im Gegensatz zu anderen Weltstädten giebt es in Berlin keine eng verbundenen größeren Verbrecherbanden, die hintereinander eine Reihe planmäßiger Raubzüge unternehmen und zuweilen eine wahre Schreckensherrschaft ausüben. Nur gelegentlich des 1883 stattgefundenen Dickhoff'schen Prozesses, der ja in ganz Deutschland Aufsehen erregte, wurde eine ganze Schar Hand in Hand arbeitender Verbrecher entlarvt oder eigentlich noch mehr nur vermutet. Im allgemeinen „arbeiten“ die Berliner Verbrecher nur in kleinen, aus höchstens vier bis sechs Personen bestehenden Gruppen, und auch in solcher Zahl nur, wenn es sich um etwas ganz Besonderes handelt. Die einzelnen Gruppen und Verbrecher aber haben selbstverständlich untereinander Fühlung und verkehren „kameradschaftlich“ zusammen; sie treffen sich, falls sie sich der Freiheit erfreuen, in bestimmten Lokalen, helfen sich gegenseitig vor dem Kriminalkommissar und dem Untersuchungsrichter oder wo sonst einer des andern Unterstützung bedarf oder beschuldigen sich wenigstens — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — nie untereinander. Dieser „Corpsgeist“ ist ein ganz außerordentlich reger und erstreckt sich auch auf materielle Hilfe, wenn der eine oder andere in Not geraten ist, er läßt ferner fast nie Streitigkeiten aufkommen und regelt auch ohne Zwist die Teilung der Beute, ja, er geht so weit, daß ein Dieb gern die Schuld seines bei einem gemeinsamen Unternehmen beteiligten Genossen auf sich nimmt und ihn in jeder Hinsicht zu entlasten sucht,

weil er weiß, daß jener wegen seiner Vorstrafen eine empfindlichere Strafe als er selbst zu erwarten hat. —

Dieses „Entlasten“ geschieht oft in origineller Weise, ja, es werden ganze Romane erdichtet, um den Verdächtigen den Händen der Justiz zu entreißen. In einer Herbstnacht bemerkte ein die Straßen Berlins abpatrouillirender Geheimpolizist, daß sich ein verdächtiger Mann erst in dem Vorgarten, dann an der Thür eines vornehmen Hauses der Wilhelmstraße zu schaffen machte und alsbald in dem Thorweg verschwand. Der Polizist rief sich die nächsten Nachtwachtposten herbei und verhaftete den Eindringling, als dieser wieder nach einiger Zeit das Haus verließ; in seinen Taschen fand man neben einem Revolver eine goldene Damenuhr, eine Diamantbroche und einen Halschmuck, und es wurde festgestellt, daß diese Gegenstände aus dem Schlafzimmer der Tochter des Besitzers jenes Hauses stammten, wie letzterer selbst am folgenden Tage dem untersuchungsführenden Kommissar angab. Der Thäter war der Polizei nicht bekannt, auch nicht vorbestraft, er behauptete, Ernst Wuttke zu heißen und aus Köln gebürtig zu sein. Einige Tage nach seiner Verhaftung, welche des Langen und Breiten in den Blättern erzählt worden war, meldete sich bei dem die Untersuchung führenden Richter eine junge Dame, die bestohlene Tochter jenes Hausbesitzers, um eine dringliche Unterredung bittend. Sie wurde ihr sofort bewilligt, und der Richter betonte in seiner Begrüßung, daß das Fräulein gewiß wegen des Diebes komme. „Wegen des Herrn ja, aber er ist kein Dieb,“ war die in schmerzlichem Tone gegebene Antwort. Der Richter blickte erstaunt auf, und das Fräulein fuhr in sichtlich tiefer Erregung fort: „Ich will Ihnen alles gestehen, ich weiß, Sie werden mein Vertrauen würdigen, Sie werden mich nicht verraten! Während des letzten Sommers weilte ich mit meinen Eltern in Karlsbad und machte dort die Bekanntschaft eines österreichischen Kavaliere, eines Herrn von W., der sich aber, die Gründe

waren mir damals noch unbekannt, weigerte, meinen Eltern vorgestellt zu werden. Ersparen Sie mir eine längere Schilderung — wir sahen uns öfter, wir liebten uns, und da erst erfuhr ich aus Herrn von W.'s Munde, daß er . . . schon verheiratet sei, unglücklich verheiratet, daß er die Fesseln der Ehe zu sprengen gedanke, nachdem er mich kenne, mich lieben gelernt! Ich brach sofort jeden Verkehr mit Herrn von W. ab, ich sah ihn nicht wieder, als hier an jenem Unglücksabend! Meine Eltern waren in eine Gesellschaft gegangen, ich saß am geöffneten Fenster, da hörte ich plötzlich im Vorgarten die Stimme des Herrn von W. — er war mir nach Berlin gefolgt, wollte mich noch einmal sehen, noch einmal sprechen, wollte Abbitte leisten, er zog einen Revolver aus der Tasche, er drohte sich vor meinen Augen, vor meinem Fenster zu erschießen, wenn ich nicht sein Flehen erhörte, und ich, o ich war schwach genug, ich öffnete ihm die Thür! — —“ Ein Schluchzen unterbrach die Stimme der schönen Erzählerin, und erst nach einer Pause fuhr sie mit thränenenerstickter Stimme fort: „Herr von W. fiel mir in meinem Zimmer zu Füßen, er bat mich um Verzeihung, er nannte sich den Elendesten der Welt, daß er sich überhaupt mir genähert, er sprach von seiner, von meiner Zukunft, — da hörten wir Geräusch vor dem Fenster, ich sah hinunter und erblickte mehrere Polizisten, auch Herr von W. bemerkte sie. — „Man hat mich nachts in das Haus gehen sehen, man wird mich für einen Dieb halten!“ rief er aus. Ich war ratlos, ich war besinnungslos, mein Ruf war gefährdet, meine Eltern würden alles erfahren — in meiner namenlosen Angst sagte ich dies Herrn von W., doch er, der Edle, der seine ganze Ruhe wiedergefunden, bemerkte nur: „Sie haben nichts zu fürchten, mein Ehrenwort darauf! Geben Sie mir schnell irgend welche wertvollen Dinge, dort, Ihre Schmucksachen, ich will lieber als Dieb verhaftet werden, als daß ich Sie unglücklich mache!“ Er stürzte aus dem Zimmer, ich hörte ihn noch mit den Poli-

zisten sprechen, — dann fiel ich in Ohnmacht. O, was habe ich gelitten, was habe ich ausgestanden, als ich die Berichte in den Zeitungen las, als ich hörte, daß man ihn, der sich für mich geopfert, als gemeinen Verbrecher eingesperrt, daß man ihn wohl gar verurteilen wird! Ich beschwöre Sie, mein Herr, Sie werden mich nicht verraten, Sie werden ihn, den Edlen, freilassen!“ — — Der Richter versprach das möglichste zu thun, er sah nochmals die Akten durch, es verhielt sich so, wie die junge Dame erzählt; er ließ sich den Verhafteten kommen, er machte ihm gegenüber Andeutungen, daß er alles wisse, aber der „Dieb“ wollte nichts verstehen, bis endlich der Richter ihm mitteilte, daß die „Bestohlene“ soeben bei ihm gewesen und ihm alles gebeichtet. „O die Edle, die Gute“, rief bewegt Herr von W. aus, „ich wußte, ich ahnte es, daß sie keine Ruhe hätte, — ich will nun doppelt gern für sie dulden, sie soll und darf nicht durch mich unglücklich werden.“ — Der Richter, von der Unschuld des Verhafteten fest überzeugt, gab ihm die Freiheit, — zwei Tage darauf erfuhr er, daß er einen gefährlichen Spitzbuben aus den Fingern gelassen, dessen „Braut“ die Rolle der Bestohlenen gespielt, welch' letztere von ihrer Doppelgängerin selbstverständlich nicht das geringste wußte! — —

Wenn sich die Berliner Verbrecherwelt auch in einzelne „Klassen“ wieder sondert, so treffen sie sich doch, wie schon erwähnt, in bestimmten Lokalen, ja, sie vereinigen sich sogar während des Winters zu besonderen Ballfestlichkeiten, an denen natürlich, wenn auch nur passiv, Kriminalbeamte teilnehmen, die bei diesen Gelegenheiten selten einzuschreiten brauchen, da sich selbstverständlich jene Verbrecher, die etwas auf dem „Kerbholz“ haben, hüten werden, den Ballsaal aufsuchen. Letzterer befand respektive befindet sich übrigens durchaus nicht in einem abgelegenen Lokal irgend einer Vorstadt, sondern meistens in einer der bekannteren Straßen; jahrelang hindurch wurde beispielsweise dieser Ball in einem der

vielbesuchtesten Lokale der Leipziger Straße abgehalten, und der Wirt wie seine übrigen Gäste hatten keine Ahnung, zu welchem „Stand“ die elegant gekleideten „Herren“ und nicht minder sorgsam toilettierten, oft sehr hübschen „Damen“ gehörten, die sich bis zur frühen Morgenstunde dem Tanz hingaben und durchaus nicht darüber die Gaben des Bacchus und Schätze des Lullus vernachlässigten!

Neben diesen Verbrecherbällen giebt es noch eine andere Art von Bällen in Berlin, die ihresgleichen nicht so leicht finden dürften — es sind „Maskenbälle“, Maskenbälle in des Wortes verwegenster Bedeutung, denn die Männer und Jünglinge, welche man dort trifft, erscheinen fast durchgehends in Frauen-, die „Damen“ aber in Männerkleidungen, und diese Kostümierungen sind oft so geschickt, werden in der Sprache und dem Gebahren der Betreffenden so sicher und getreu nachgeahmt, daß häufig ein Unterscheiden der beiden Geschlechter nur nach genauester Beobachtung möglich ist. Etwas Widerwärtigeres läßt sich kaum denken, wie diese stark, selbst von auswärts, wie von Magdeburg, Leipzig, Halle, Breslau &c. besuchten Bälle, von denen während des Winters mehrere in einem großen Balllokal des Ostens abgehalten werden; junge Burschen mit weiblichen Gesichtern und dünnen Stimmchen in schmucker Pagentracht, glattrasierte Männer mit blonden Perücken in Balletenfen-Röckchen, verweltete Greise in Pompadourgewändern, geschminkte Frauen als feste Manenoffiziere, junge blasse Mädchen als Harlekins, wohlgenährte Matronen als langkuttige Mönche, — — und all das tanzt nicht durcheinander, sondern nur miteinander, und bemüht sich gegenseitig, das eigene Geschlecht vergessen zu machen: der Mann tanzt mit dem Mann und die Frau mit der Frau, und mit welchen Mienen, mit welchen Gebärden, welchen Manieren — — brv, wer das nicht gesehen hat, der weiß nicht, wozu die menschliche Natur fähig ist und welchen Widerwillen einem der oft citierte Liebe „Mitsch“ einzusüßßen vermag, aber wer nie in diesem be-

ängstigenden Trubel war, der kennt auch nicht gänzlich die furchtbaren Schattenseiten, die das Berliner Leben aufzuweisen hat! —

Auch diese Bälle werden von der Polizei gestattet und natürlich von ihren Beamten besucht (ebenso wie deren Vigilanten dort zu finden sind), um die unsauberen Elemente, deren Mehrzahl schon bestraft und in einem bestimmten Bande des Verbrecheralbums vereinigt ist, besser überwachen zu können, aus welchem Grunde ja auch die sogenannten „Verbrecherkeller“ geduldet werden. Auch die Verbrecher bedürfen des geselligen Zusammenseins mit ihresgleichen und suchen daher mit Vorliebe jene Stätten auf, wo ihnen dies ermöglicht ist; diesen Drang kann die Polizei nicht unterdrücken und es wäre sehr unklug von ihr, wenn sie dies thäte, denn sie selbst würde sich nur ihr Amt dadurch erschweren, da statt des einen ihr bekannten Ortes, den sie unterdrückte, drei, vier andere erstehen würden, welche sie sich erst mühsam wieder auskundschaften müßte.

Dem Zweck eines festen Zusammenschlusses der Berliner Verbrechervelt dienen denn auch die Verbrechersprache wie die Verbrechernamen. Hat die Berliner Spitzbubenzunft einen neuen Genossen erhalten, so wird ihm sofort ein Beiname zugelegt, der in irgend einer Verbindung zu ihm steht und den er sein Lebenslang nicht wieder verliert, über welchem seine Gefährten alsbald seinen eigentlichen Namen vergessen und der oft noch nach seinem Tode lange Zeit in der Erinnerung der übrigen weiterlebt. Derartige Namen sind beispielsweise: „Blechkopf“, „der schöne Robert“, „Plierauge“, „der Regierungsrat“, „Pulverkopf“, „Schuster-Karl“, „Opernfänger“, „Glatter Adolfs“, „Schiefmaul“, „Plattbein“, „Sonntagsreiter“, „Blücher-Marx“, „Langer Ede“, „Platzmajor“, „Gärtner-August“, „Strippen-Friedrich“, „Spitzmaus“, „Staatsanwalt“, „Droschken-Karl“, „Mohrenschmidt“, „Goldfasan“ zc. Daß auch die Verbrecherinnen hierbei nicht leer ausgehen, beweist folgende Blumenlese: „Chokoladen-Minna“,

„Falsche Gräfin“, „Keller=Sette“, „Lange Klara“, „Schottische Marie“, „Bouillonkopf“, „Blubber=Juste“, „Schiefe Laterne“, „Langnasige Pauline“, „Spitzbuben=Iba“, „Mohren=Hedwig“, „Perl=Agathe“, „Dragoner=Anna“, „Königin der Nacht“ und „Bankierswitwe“. —

Die Sprache der Berliner Verbrecher, das „Gaunerdeutsch“ oder „Kotwelsch“, hat einen bedeutenden Vokabelreichtum dem Hebräischen entnommen (schon Luther sagt: „daß solche Kotwelsche Sprache von den Juden kommt, denn viel hebräischer Worte drinnen sind, wie den wohl merken werden, die sich auf hebräisch verstehen“); im Laufe der Zeit sind die Worte, welche vielfache Auffrischungen und Ergänzungen durch die bekannten Diebesbanden der 20er und 30er Jahre in Berlin erfuhren, etwas verändert oder auch teilweise berlinisiert worden und weisen daneben häufige Anklänge an die Zigeunersprache sowie mit jedem Jahre neue Bereicherungen auf. Der Neuling auf der Verbrecherbahn wird sich bemühen, dieses Idiom sobald wie möglich zu erlernen, und es bereitet ihm wenig Schwierigkeiten, denn die Unterhaltung wird in „jenen Kreisen“ eben nur in dieser Sprache geführt.

Der „berufsmäßige“ Dieb heißt „Gannew“, der Einbrecher „schwerer Junge“, der Taschendieb „Torsdrücker“, der Kollidieb „Zohlegänger“, der Bodendieb „Flatterfahrer“, der Schaufensterdieb „Abhänger“, der Ladendieb „Schottenfeller“, der Bauernfänger „Türmer“, der gewerbsmäßige Spieler „Zocker“, der Bettler „Schmalmacher“. Vereinen sich mehrere Diebe, so bilden sie eine „Chawrusse“, stehlen sie gelegentlich, so „schießen“ sie, während der Diebstahl selbst mit „Masematten“ bezeichnet wird; fast immer wird dieser, wie oben geschildert, „ausbaldowert“, während die Helfer „Schmiere“ stehen. Alles ist vorher aufs genaueste „bedibbert“ (besprochen) worden, und zwar „betuch geschmust“ (sehr leise); ist der mit den „Kabbern“ (Gefährten) unternommene Diebstahl „koscher“ (gut) gegangen und hat das „Geschäft“

(die That) gelohnt, so wird die „Sore“ (Beute) sofort zum „Schärfer“ (Fehler) gebracht, der sie „verschiebt“ (weiter befördert) und den „Draht“ (das Geld) „abladet“ (hergiebt). Oft geht aber alles nicht so „leß“ (gut), die „Schmiere-steher“ „bekommen Lampen“ (wittern Gefahr) und „stechen Zinken“ (geben ein Zeichen), worauf, wenn diese Störung nur eine vorübergehende ist, alles „verduftet“ (kurze Zeit verschwindet) oder, wenn ernste Störung droht, „wandert“ (flüchtet); dabei wird leicht dieser oder jener „verschlittet“ (gefangen genommen), der hoffentlich nichts von den übrigen „pfeift“ (verrät) und sich auch nicht „reindrert“ (schlecht verteidigt), sondern dem Richter „einen Putz vormacht“ (sich herauszulügen sucht), damit er nicht mehr wie „Schurj“ (ein Jahr Zuchthaus) bekommt oder auch nur das „Tfiese“ (Gefängnis) bezieht, wo er leichter mit anderen Gefangenen „kaspert“ (verstoßen sprechen) und sich mit ihnen trotz der „Amtschauter“ (Gefängniswärter) „Zinken“ (Zeichen) geben sowie schriftlich durch „Kassiber“ (kleine Zettel) verständigen und womöglich neue Pläne „bedibbern“ kann.

Auch für die „Technik“ des Einbrechens oder Diebstahls hat diese merkwürdige Sprache ihre besonderen Ausdrücke; „ein Ding schwenken“ heißt einen schweren Einbruch vollziehen, zu welchem die ganze „Tandelei“ (Diebswerkzeug) und namentlich „der Lude“ (Brecheisen) nötig ist; kann man nicht „tandeln“ (mit falschen Schlüsseln öffnen) und helfen auch die „Saken“ (Dietriche) nicht, so muß man „knacken“ (aufbrechen), wozu nur „kesse Zungen“ (mutige, erfahrene Verbrecher) und nicht „schalse“ (Anfänger) benutzt werden können, die keine Furcht vor „Greisern“ (Kriminalbeamten) und „Eulen“ (Nachtwächtern) haben. Ist das Geschäft glatt gegangen, so sucht man die „Klappe“ oder „Kaschemme“ (Verbrecherkneipe) auf, um sich dort mit anderen „Geschäftsgängern“ (Dieben) zu erholen und dann in der „Bleibe“ (Schlafstelle) zu „ioschen“ (ruhen), falls man sich nicht „plattmacht“ (obdachlos umhertreibt) oder in eine „Penne“ geht.

Dieses aber nur, wenn man vom „Schärfer“ (Gezler) nicht genug „Männer“ (Thaler) erhalten hat.

Die Berliner „Verbrecherpoesie“ mag hier durch nachstehendes „Gedicht“ vertreten sein, welches wir dem 1847 erschienenen Zimmermannschen Werke „Die Diebe in Berlin“ entnehmen:

„Wir blicken durch eiserne Stäbe,
Und sehn durch ein Gitter von Draht,
Die Freiheit ist unser Leben,
Der Kerker ist unsere Schmach.

Im Kerker müssen wir schmachten,
Und leiden oft große Not,
Weil die Menschen uns alle verachten,
Weil Stehlen nur ist unser Brot.

Doch Golen¹⁾ ist unser Leben,
Drum Reiben²⁾ schaffet nur Rat,
Allein hierdurch könnt ihr bewegen,
Daß wir sagen: Ihr seid doch brav!

Und wenn sich unser Schicksal wird wenden,
Und haben die Taschen voll Geld,
So fassen wir euch, Reiben, mit den Händen,
Und gehn mit euch nach der „Neuen Welt“.³⁾

Und ist das Vergnügen beendet,
Sehen wir mit euch wieder nach Haus,
Und schlafen, bis die Nacht bald vollendet,
Früh morgens, dann rücken wir aus!“

Der letzterwähnten, in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung mit den Dieben stehenden „Schärfer“, unter

¹⁾ Lebensmittel, Schnupstabał zc. sowie Neuigkeiten in das Gefängnis schmuggeln.

²⁾ Frauen resp. Geliebten der Verbrecher.

³⁾ Ein früheres bekanntes Vergnügungslokal, nicht mit dem heutigen gleichen Namens zu verwechseln.

denen man viele frühere Verbrecher trifft und welche ihr dunkles Gewerbe meist unter dem Aushängeschild eines Trödlers, eines Produktenhändlers, Pfandleihers zc. treiben, giebt es in Berlin eine große Zahl, und sie machen nach dem alten Worte, daß der Fehler schlimmer ist als der Stehler, der Polizei mehr zu schaffen wie die Diebe selbst, denn abgesehen davon, daß sie von ihren „Kunden“ fast nie angegeben werden, verfügen sie über die verborgensten Absatzquellen und handeln mit einer List und Schnelligkeit, daß sich wenige Stunden nach einem Einbruch die gestohlenen Sachen schon in vierter oder fünfter Hand, oft bereits weit außerhalb Berlins befinden; daher erklärt es sich auch, daß es viel häufiger gelingt, die Diebe zu fassen, als das gestohlene Gut wieder herbeizuschaffen. Hundertfach sind die Kanäle, in welche diese Fehler, die fast immer von größeren Diebstählen vorher unterrichtet sind und danach ihre Maßregeln treffen, ja, bei größeren Summen die Diebe sogar mit Checks auf die Reichsbank oder ein anderes Bankhaus bezahlen, den Raub ableiten, für die seltsamsten Gegenstände haben sie ihre besonderen Abnehmer, die wiederum für den Weitervertrieb sorgen oder die gestohlenen Sachen unkenntlich zu machen wissen durch Einschmelzen, durch Umändern, durch Vertilgung der Fabrikmarken und dergleichen mehr. Daß die Fehler und ihre Unterhändler den größten Nutzen bei diesem Ab- und Umsatze für sich heraus schlagen, und der Dieb nur ein Minimum des eigentlichen Wertes der gestohlenen Waren erhält, braucht kaum erst hervorgehoben zu werden. So ist denn auch die Lage des Verbrechers bald nach der That so übel wie zuvor: das aus dem Raub erübrigte Geld ist rasch in Saus und Braus durchgebracht, und die Not treibt zu neuen Verbrechen. Oft sind es gerade die Fehler, welche die Veranlassung dazu geben oder gar neue Gelegenheiten zu erfolgversprechenden Einbrüchen nachweisen, bis sich auch bei ihnen das Sprichwort von dem Krug, der so lange zu Wasser geht, bis er bricht, erfüllt,

und sie eines schönen Tages von der Kriminalpolizei derart überführt werden, daß sich hinter ihnen auf längere Zeit die Thore des Gefängnisses oder Zuchthauses schließen! — — —

Hier dürfte auch die Gelegenheit sein, den Berliner Verbrecher auf sein Äußeres hin zu betrachten, über welches man in den Kreisen des Publikums die tollsten Ansichten hört. Sehr richtig schildert ihn ein anonym gebliebener höherer Kriminalbeamter, dessen gelegentlich des Dickhoff'schen Raubmordprozesses in der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft“ veröffentlichte Mitteilungen das berechtigteste Aufsehen erregten und die verdiente Beachtung fanden; er schreibt über den Berliner Verbrecher als Typus: „Er ist meist höflich und bescheiden und bewegt sich in den gewandten Formen, die das Leben einer Großstadt auch den geringeren Klassen ihrer Einwohner aufzuprägen pflegt. Sein Äußeres ist nicht verwildert und schmutzig, sondern er kleidet sich, solange es ihm seine Verhältnisse erlauben, sauber und ordentlich, oft sogar elegant, und sorgt auch sonst für anständiges Aussehen, indem er seine Haut reinlich hält und Haar und Bart eine aufmerksame Pflege angeheißen läßt. Selbst sein Blick ist meistens frei und ungeniert, solange er nicht gerade auf dem Pfade des Verbrechens wandelt, solange er nicht gerade jenen Kampf kämpft, bei dem seine Leidenschaften so sehr entflammt werden. Nicht wenig trägt hierzu freilich die Kunst, sich zu verstellen, bei, die unter den Berliner Verbrechern in hohem Maße entwickelt ist. Der ahnungslose Bürger oder gar der Fremde, der in Berlin flaniert, die Lokale und die Sehenswürdigkeiten besucht, ahnt nicht, daß ein großer Teil der Menschen, mit denen er in Berührung kommt, die ihm in irgend einer Form ihre Dienste anbieten, oder von denen er in Wirklichkeit bedient wird, vielfach bestrafte Subjekte sind. Ja, der Prinzipal, der seine Leute engagiert, ahnt dies nicht und läßt sich durch ihr Äußeres und ihr einnehmendes Wesen täuschen. Kürzlich wurden in einem sehr großen Restaurant nachts mehrfach Einbrüche verübt und

Gelb, Wein u. s. w. im Betrage von mehreren tausend Mark entwendet. Die Kriminalpolizei lenkte den Verdacht auf den Oberkellner. Der Prinzipal wies dies energisch zurück und erklärte, für den Oberkellner eintreten zu wollen. Es stellte sich heraus, daß dieser dennoch der Thäter gewesen, und mit ihm ein Hausknecht, den der Oberkellner selbst engagiert hatte. Beide waren, wie sich nun ferner herausstellte, vielbestrafte Diebe und hatten diese Stellung nur zu dem Zwecke angenommen, die Diebstähle ausführen zu können. Der Wirt war wie aus den Wolken gefallen. Wie ihm, geht es Hunderten von Menschen, und die, die sich rühmen, den schlechten Charakter eines Menschen aus seiner Physiognomie herauslesen zu können, möchten der Berliner Verbrechervwelt gegenüber einen harten Stand haben. Mit den sogenannten „Verbrecherphysiognomien“ ist es überhaupt ein eignes Ding. Solange sie durch eine sorgsame Pflege der äußeren Erscheinung verdeckt werden, sind sie schwer zu erkennen. Im Zuchthause allerdings, wo das Gesicht bartlos ist und nur die kurzen Stoppeln eines Bartes ihm eine graue Färbung geben und jeden Zug desto deutlicher hervortreten lassen, wo das Kopfhaar kurz geschoren ist, und die einförmige häßliche Kleidung den Gesichtszügen keinerlei Unterstützung gewährt, da kann man Verbrecherphysiognomien sehen, da ergreift einen manchmal ein Grauen vor diesen von Lastern und Leidenschaften zerfressenen Gesichtern, da ist vielleicht der einzige Ort, wo man den Verbrecher an seinem Äußeren erkennt, wo er uns sozusagen nackt gegenübertritt und da freilich ist sein Anblick abscheulich.“ —

Derselbe Kriminalist verneint auch das Vorkommen ganzer Verbrechergenerationen in Berlin, welcher Behauptung allerdings von einer anderen sachmännischen Seite widersprochen wurde; richtig ist jedenfalls, daß viele ältere Verbrecher ihre Thätigkeit vor ihren näheren wie entfernteren Familienmitgliedern zu verbergen und auch die Erziehung ihrer Kinder davon rein zu halten suchen, ferner die eigenthümliche That-

sache, daß jene Verbrecher, die überhaupt erst in den Bann Berlins gekommen, diesen freiwillig nicht mehr verlassen und hier schließlich lieber in Not und Elend untergehen, als daß sie an einem anderen Orte vielleicht in geordneten und ruhigen Verhältnissen lebten! —

8.

Die Schlupfwinkel der Verbrecher.

In einem vorangehenden Abschnitt haben wir bereits erwähnt, wie sehr die fast in jeder Minute ihr Bild verändernde millionenbevölkerte Großstadt mit ihrem Gewirr und Getriebe, mit ihrem unermüdlichen Hin und Her, ihrem rastlosen Durcheinander und geräuschvollem Verkehrsleben, mit ihren auf- und niederflutenden Menschenwogen, in denen jeder einzelne mit sich selbst und seinem Vorwärtskommen zu thun hat und nicht Zeit gewinnt, sich um seine Nebenmenschen zu kümmern, den Weg des Verbrechen und die Pfade des Verbrechers einerseits erleichtert, andererseits die Entdeckung erschwert. So umfangreich und ausgedehnt auch hier die Einrichtungen der Berliner Polizei sind, die jeden Einwohner mit den nöthigsten biographischen Notizen in ihren Personalakten verzeichnet hat, so genau die An- und Abmeldungen Zu- und Fortziehender seitens der einzelnen Polizeibureaus verfolgt werden, so sorgfältig auch die Kontrolle der unter Polizeiaufsicht stehenden Personen geführt und die Kriminalpolizei durch ihre Vigilanten über den zeitweiligen Aufenthalt bestimmter Verbrecher auf dem Laufenden erhalten wird, so ermöglicht es doch die Weltstadt dem Einzelnen, in

ihrem Menschenstrudel auf kürzere oder längere Zeit zu verschwinden und, falls nicht Zufall oder Verrat dies verhindern, erst wieder an die Oberfläche des öffentlichen Lebens emporzutauschen, wenn eine Entdeckung nicht mehr zu befürchten ist oder die Spuren der begangenen That durch die Länge der dazwischen liegenden Zeit und die Vorsicht der Beteiligten so verwischt geworden sind, daß ein Beweis der Schuld kaum noch im Reiche der Möglichkeit liegt.

Betrachten wir die Schlupfwinkel der Verbrecher, so müssen wir in erster Linie des Schlafstellenwesens (richtiger -unwesens) gedenken, welches in Berlin besonders stark ausgeprägt ist und, abgesehen von der uns hier interessierenden Seite, die schlimmsten moralischen Schäden in sich birgt, sowie den sittenlosesten Einfluß auf die Jugendziehung in den unteren Klassen ausübt. Die Höhe der Berliner Mietpreise, verstärkt noch durch die an sich teureren Lebensbedingungen der Großstadt, zwingt Tausende und Abertausende von Familien, um die Miete überhaupt aufbringen zu können, noch aus ihrer Wohnung Kapital zu schlagen, indem sie dieselbe resp. einen Teil von ihr als Schlafstellen vermieten und sogenannte „Schlafburschen“ oder „Schlafmädchen“ bei sich aufnehmen. Diese gehören größtenteils den arbeitenden Ständen an, aber auch die gering besoldeten Angestellten anderer Berufszweige, wie kaufmännischer Geschäfte, der Eisenbahn und Post, der Pferdebahnen zc., gesellen sich zu ihnen und lassen die Zahl dieser Schlafstelleninhaber auf mehrere Hunderttausende anschwellen. Am frühesten Morgen schon zu ihrer Thätigkeit aufbrechend, den ganzen Tag durch dieselbe festgehalten, suchen sie erst am Abend, oft in später Nacht ihre Schlafstätten auf; bestrebt oder auch gezwungen, nur eine Kleinigkeit wöchentlich dafür zu bezahlen, ist ihnen die Beschaffenheit ihres Ruhelagers ziemlich gleichgültig, und die Vermieter wissen in vielen Fällen damit sehr gut zu rechnen, indem sie bis zur äußersten Grenze den verfügbaren Raum ausnutzen und abends, wenn die Heimkehr der milden

Lagarbeiter bevorzucht, schnell aus einzelnen Bettteilen, aus Strohsäcken und Decken die Schlafstätten improvisieren, häufig auf ebener Erde, auf dem Korridor, in der Küche, Lager dicht neben Lager, oft die Vermieter mit den Mietern in demselben Raume hausend, zusammengepfercht auf wenige Quadratmeter, Erwachsene und Kinder, Männer und Frauen.¹⁾

¹⁾ Auf die Gesundheitsgefährlichkeit dieses Unwesens für die übrige Einwohnerschaft, ganz abgesehen von den moralischen Schäden, wies erst vor kurzem der Geheime Medizinalrat Dr. Pistor, Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen, in der „Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ hin, welcher dort folgendes schlimme Bild entwirft: „Es sind zwar Vorschriften über die Belegung der Bennen und über die Vermietung von Schlafstellen vorhanden, die Überwachung der tatsächlichen Ausführung jener Vorschriften aber dürfte kaum genügen. Der Umstand, daß nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 in Berlin 1100 männliche und 1665 weibliche, zusammen also 2765 Schlafgänger in Wohnungen mit nur einem Wohnraum angemeldet waren, läßt es mindestens zweifelhaft erscheinen, daß den bestehenden Bestimmungen Folge gegeben wird. Bei den im Jahre 1886 stattgehabten Erhebungen über die gesundheitliche Beschaffenheit der Werkstätten wurden unter 14 400 besichtigten Werkstätten 60 ermittelt, welche zu gesundheitlichen Bedenken Anlaß gaben; dabei ist indessen zu bemerken, daß die Prüfung lediglich durch Schulleute und nicht durch Sachverständige stattgefunden und sich auch nicht darauf erstreckt hat, ob die Werkstätten zur Herstellung von Verzehrgegenständen und etwa gleichzeitig zu Schlafzwecken benutzt wurden. Eine derartige Verwendung ist nicht nur ekelerregend, sondern hat auch unter Umständen einen nicht unbedenklichen Einfluß auf die Gesundheit der Mitmenschen durch Weiterverbreitung von Pocken, Typhus, Diphtherie u. s. w., deren Keime an denjenigen Speisen leicht haften, welche nicht hinreichender Hitze zur Tötung der Ansteckungsstoffe ausgesetzt wurden. Im Jahre 1889 haben und zwar lediglich im Monat Juli 9500 derartige Besichtigungen mit einem Ergebnis von 300 Beanstandungen stattgehabt; darunter befanden sich auch Werkstätten zur Herstellung oder Zubereitung von Nahrungs- oder Genussmitteln, von denen 20 gleichzeitig als Schlafstätten für das Personal dienen.“ Häuser, welche vorwiegend oder ausschließlich Arbeiterwohnungen enthalten, bedürfen nach Dr. Pistor's Meinung ebenso wie die Schlafstätten und Werkstätten einer ununterbrochenen, gesundheitsbehördlichen Überwachung: „Es genügt nicht, daß der Physikus beim vermehrten Auftreten ansteckender Krankheiten oder ein Schutzmann einmal eine Anzeige über diesen oder jenen Übelstand macht, oder daß die Bewohner sich über Feuchtigkeit in der Wohnung oder über Unsauberkeit in Haus und Hof beklagen und dadurch eine ortspolizeiliche Untersuchung herbeiführen; es ist vielmehr im öffentlichen Interesse nötig, daß diese

Beredter als Worte schildern Zahlen diese Zustände, denn von den 344 941 Wohnungen Berlins hatten im letzten Jahre beinahe die Hälfte, nämlich 152 493, außer der Küche und unheizbaren Räumen nur ein heizbares Zimmer, und zwar zählten von jenen Wohnungen 46 141 fünf bis neun, 554 zehn bis vierzehn, 5 fünfzehn bis neunzehn und 2 sogar mehr als zwanzig Bewohner. 31 420 Wohnungen, welche im ganzen 71 767 Einwohner beherbergten, bestanden nur aus einem einzigen Raum, der oft nicht heizbar war und der häufig sechs bis zehn Personen barg. Wie diese Räume zumest beschaffen sind, wie wenig für ihre Reinlichkeit und Lüftung gethan wird, welche gesundheitlichen Gefahren sie zur Folge haben können, brauchen wir nicht erst auszuführen, ebensowenig, wie der Verkehr beschaffen ist, in und mit welchem die Kinder der Vermieter aufwachsen. Nicht minder erklärlich ist es, daß sich die letzteren wenig oder fast gar nicht um ihre Schlafburschen kümmern; die Persönlichkeit derselben ist ihnen gleichgültig, sie sind zufrieden, wenn die Miete pünktlich bezahlt wird, und haben keine Veranlassung und kein Interesse, sich um Herkunft, Vorleben, selbst nicht um die gegenwärtige Beschäftigung ihrer Astermieter zu sorgen, wie sie es auch nicht so streng mit der polizeilichen Anmeldung derselben nehmen und unter Umständen von einer solchen gänzlich absehen.

Verhältnisse von der Behörde bauernb und zwar von Sachverständigen überwacht werden. Wohnungen dieser Art giebt es in fast allen Stadtteilen, im Centrum, wie im Westen und Osten, Norden und Süden, ganz abgesehen von den Massenmietgebäuden für 800 bis 1000 und mehr Bewohner; davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man nur die rechten Plätze aufsucht. Wer die Hoffnung hegt, daß bezügliche Anzeigen durch die Herbergsgänger, durch die Handwerksgesellen in den Werkstätten, durch die Bewohner gesundheitswidriger Räume und schlecht gehaltener Häuser erstattet werden sollen, giebt sich einer Täuschung hin. Es darf nämlich nicht übersehen werden, daß die ersteren aus Gleichgültigkeit selbst mit der schlechtesten Unterkunft sich begnügen, die Gesellen und Arbeiter aber zu Anzeigen sich um so schwerer entschließen, als sie stets eine Aufkündigung des Brotverhältnisses, bezw. der Wohnung gewärtigen müssen."

Bei derartigen Schlafstellenvermietern finden die Verbrecher, von deren Thätigkeit die ersteren selbstverständlich nichts wissen, jederzeit Unterschlupf und können sich wochen- und monatelang den Augen der Polizei entziehen: der Vermieter oder, da dieser ja auch stets in irgend einem Arbeitsverhältnis steht, dessen Frau läßt den angeblich „arbeitslosen“ Schlafstellenbesitzer, falls er eine Kleinigkeit bezahlt oder sich im Haushalt nützlich macht, gern auch während des Tages in der Wohnung, die Anmeldung bei der Polizei ist auf seinen Wunsch unterblieben, da der Betreffende vorgegeben, irgend eine kleine Ordnungsstrafe wegen Lärmens, Betrunktheit oder einer Prügelei bezahlen zu müssen und dazu nicht in der Lage zu sein; sein Kommen und Gehen wird in diesen verkehrreichen Häusern, von denen viele hunderte von Bewohnern zählen, von niemandem kontrolliert, wie es auch keinem einfällt, nachzuforschen, woher er das Geld zum Leben nimmt oder, wenn er fortbleibt, wo er die Tage und Nächte zubringt — genug, er ist für die Behörden plötzlich verschwunden, bis jene seiner durch einen Zufall, durch den Verrat eines Genossen oder durch Ergreifung auf frischer That habhaft werden. Daß bei diesem Verbergen auch Freunde und Freundinnen des Verbrechers, Verwandte und Helfershelfer von ihm hilfreiche Hand leisten, ist natürlich; gern jedoch wird derselbe, wenn er mit den Behörden „etwas abzuwickeln hat“, von dieser Hilfe nicht Gebrauch machen, da die Polizei von derartigen Verbindungen fast stets gut unterrichtet ist und jene Wohnungen erforderlichenfalls durch Kriminalbeamte ununterbrochen beobachten läßt.

Einen willkommenen, wenn auch nie ganz sicheren Unterschlupf bieten die „Bennen“, die über ganz Berlin verstreut sind, Herbergen der niedrigsten Art, welche während der Nacht die Ärmsten der Armen und die Verworfensten der Verworfenen bei sich aufnehmen. Und wie ist diese Aufnahme beschaffen! In niedrigen, vor Unsauberkeit starrenden Zimmern, in elenden Kellerlöchern, in verfallenen Schuppen und

einstigen Ställen wird den darum Bittenden das Nachtlager angewiesen, dessen Preis von fünf Pfennig bis auf dreißig Pfennig steigt, und wie dieses Nachtlager beschaffen ist, braucht kaum beschrieben zu werden: zerrissene Säcke, halbversaulte Strohschichten, zerbrochene Pferdekrippen, Stühle, Bänke und Tische, sehr oft die bloße Erde. Ohne sich zu entkleiden, ohne etwas zum Zudecken zu haben, schlafen hier eng zusammengedrängt jene, die für ihr mildes Haupt kein anderes Obdach erschwingen können oder — wollen, Drehorgler und Hausierer, Lumpensammler und beschäftigungslose Arbeiter, herabgekommene Handwerker und einstige Kaufleute, eine buntgemischte Gesellschaft, von der sich so mancher nicht hat träumen lassen, daß dereinst sein Lager auf solche Weise beschaffen sein würde! —

Sind diese Pennen im Winter gewöhnlich überfüllt, so stehen sie im Sommer häufig leer, denn ihre Stammgäste ziehen dann ein Quartier bei „Mutter Grün“ vor oder wählen sich ein anderes nächtliches Heim. Die Auswahl ist ja groß, und der Wählende greift ohne Bedenken zu! Ganz gern bezieht er einen Neubau, ihn oft auf gefährlichem Leiterwege erklimmend, auch Böden und Dächer in bewohnten Häusern werden aufgesucht, nicht minder beliebt sind Eisenbahnwagen, dann Scheunen und Ställe, Droschken, Omnibusse und Möbelwagen. Letztere erfreuen sich einer besonderen Vorliebe, sie sind geräumig, enthalten fast immer alte Decken, bleiben, wenn nicht gerade Umzugszeit ist, monatelang unberührt auf demselben Fleck stehen und können gleich eine ganze Anzahl von Pennbrüdern und Strolchen aufnehmen, denn auch diese ziehen Gesellschaftslager dem Einzelquartier vor.

Durch einen Zufall entdeckte man vor kurzem in einem solchen Möbelwagen, der auf einem etwas entlegenen Gehöft stand, ein ganzes Nest von Herumtreibern: ein Kriminalschutzmann patrouillierte zu später Abendstunde eine der einsamen, neuen Straßen im Norden Berlins ab und vernahm hinter einem Zaune Stimmen; er erkletterte denselben, konnte

jedoch niemand bemerken, sah dafür aber aus einem Möbelwagen durch einen RitZ Licht schimmern und vernahm auch von dort verhaltenes Sprechen. Nachdem er zur Unterstützung einige Bewohner des Hauses herbeigeht, ging man an eine Untersuchung des Möbelwagens, indem man behutsam das an der Rückwand angebrachte Plantuch hochhob, und siehe da — nicht weniger als zwölf Bummler hatten es sich im Innern des Wagens bequem gemacht und spielten bei dem Schein einer Lampe in höchster Gemütlichkeit Karten; Brot, Wurst-, Schinken- und Speckreste ließen auf ein reichliches Abendbrot schließen, und aus anderen Anzeichen ging hervor, daß die Herren, unter denen sich mehrere von der Polizei seit langem gesuchte befanden, schon Wochen hindurch in diesem „house“ behaglich gelebt hatten.

So gut treffen es nun alle Obdachlosen und Flüchtigen nicht, man fand und findet sie in Müllgruben und in den Fässern der Brauereien, in Wasser- und Abflußröhren, in leeren Kisten und selbst in Dampfkesseln, die wegen eines folgenden Feiertages nicht geheizt sind! Groß ist sodann die Auswahl bei „Mutter Grün“: da giebt's Bänke und Lauben im Tiergarten und Friedrichshain, stille Plätze unter dichten Gebüsch und unter zusammengekehrten Laubhaufen; mit Vorliebe aufgesucht werden die Stellen unter Brücken und Stadtbahnbögen, und Verbrecher, die bei einer nächtlichen polizeilichen Razzia nicht aufgegriffen werden wollen, scheuen auch nicht vor einem Nachtlager auf dem Ast eines Baumes zurück.

Andere gelegentliche Schlupfwinkel bilden die Herbergen zur Heimat und die Asyle für Obdachlose, obgleich auch hier nach Legitimationspapieren geforscht wird — aber wie leicht kann sich ein Verbrecher falsche verschaffen, sei es, daß er sie stiehlt, sei es, daß er sie von guten Bekannten, auf welche die Polizei noch nicht aufmerksam ist, entleiht. Die Herbergen zur Heimat, von denen es gegenwärtig vier in Berlin giebt, die jährlich von etwa siebzigtausend Personen besucht werden,

sind, ebenso wie die Asyls, mitleidigen Beweggründen entsprungen, und zwar wurden erstere von dem Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke errichtet, in der Absicht, zuziehenden mittellosen Handwerkern, Kaufleuten, Arbeitern zc. ein billiges, sauberes Quartier zu schaffen und sie durch die Aufnahme vor den sittlichen Gefahren der Großstadt zu bewahren. So edel und anerkennenswert das Bestreben ist, so ist es doch unmöglich, nur unbescholtenen Elementen Einlaß zu gewähren, und mehrere vielgenannte Kriminalprozesse haben bewiesen, daß sich gefährliche Verbrecher gerade in jenen christlichen Herbergen am sichersten wähten, dort sich durch Tausch und Verkauf verdächtiger Gegenstände entledigten und unter den daselbst Wohnenden Gefährten für ihre dunklen Thaten zu gewinnen suchten und auch fanden.

Diese Thatsache enthält keinen Vorwurf gegen die Verwaltung, die an sich musterhaft ist und die wärmste Unterstützung verdient, da sie auf der anderen Seite unendlich viel Gutes thut und manche Existenz schon vor dem Zusammenbruch und der Verzweiflung gerettet hat, sie bildet nur einen neuen Beweis dafür, daß in dem wechselvollen Trubel des Berliner Lebens auch der Unschuldigste in persönliche Berührung mit Angehörigen des Verbrechenertums gelangen kann, sei es in den Herbergen, sei es in einem vielbesuchten Hotel, in einem eleganten Wiener Café, in einem vornehmen Restaurant, in einem Vergnügungslokal oder in einem Volks-Café-Hause.

Von Asyls giebt es zwei in Berlin, das aus privaten Mitteln gegründete und erhaltene Asyl für Obdachlose in der Büschingstraße und das auf städtische Kosten erbaute Städtische Obdach an der Prenzlauer Allee; ersteres macht seinem Namen insofern besondere Ehre, als es von den Einlaßbittenden keinerlei Personalausweise verlangt, und die Polizei, ohne besondere Erlaubnis der Verwaltung, nicht seine Schwelle übertreten darf, letzteres erfordert für die Aufnahme eine Legitimation und steht auch sonst zur Polizei in näheren Beziehungen,

insofern als es derselben jene Personen, die öfter als fünfmal im Monat hier Unterkunft verlangen, als „arbeitscheu“ übergiebt, worauf jene eine Haftstrafe, in Wiederholungsfällen einige Wochen resp. Monate im Arbeitshause zuertheilt erhalten. Beide Asyle werden auf das zahlreichste besucht; stundenlang vor ihrer Eröffnung drängt sich eine dichtgescharte Menge vor ihren Thüren, und neben den fragwürdigsten Erscheinungen, welchen man die Verworfenheit und eine lange Gefängnisstrafe schon von fern ansieht, trifft man auch solche, deren ganzes Wesen erraten läßt, daß sie durch Unglück, sei es verschuldetes oder unverschuldetes, allmählich tiefer und tiefer gesunken sind und daß sie voll verzehrender Sehnsucht jener Tage gedenken, wo es ihnen besser ergangen und in denen sie nicht geahnt, daß sie einst im Verein mit Bettlern und Strolchen hier um Obdach stehen würden, da sie in dem großen, glänzenden, lärmenden Berlin kein anderes Lager wissen, wo sie ihre ermatteten Glieder ausstrecken können. Auch diese Asyle mögen wiederholt schuldbeladene Verbrecher auf kurze Zeit den verfolgenden Blicken der Polizei entziehen, aber wer möchte deshalb gegen sie sprechen und ihnen daraus einen Vorwurf machen! Tausende und Abertausende Bedrängter und Bedrückter haben sie vor der Verzweiflung gerettet, indem sie ihnen, ohne einen Pfennig Entgelt zu nehmen, menschenwürdige Aufnahme gewährten, indem sie dieselben mit Trank und Speise erquickten und den erschöpften Körper durch ein Bad stärkten, indem sie vor allem aber bei diesen Tausenden von Unglücklichen ¹⁾ das Bewußt-

¹⁾ Lassen wir auch hier Zahlen sprechen: das private Asyl für Obdachlose wurde allein im abgelaufenen Jahre (1891) von 123 519 Personen aufgesucht, davon 108 072 Männer und 15 447 Frauen, Mädchen und Kinder; der nächtliche Durchschnittsbesuch bezifferte sich auf etwa 340. Seit seinem Bestehen, 1870, hat dieses private Asyl 2 209 714 Menschen beherbergt! Die musterhafte Verwaltung plant eine bedeutende Vergrößerung, sodaß dann die doppelte Zahl Obdachloser Aufnahme finden kann. Möchten hierzu die Mittel recht reichlich fließen! Das neue städtische Asyl für Obdachlose, das größte seiner Art überhaupt,

sein erweckten und stärkten, daß sie nicht ganz in der Millionenstadt verloren wären und es auch für sie Stätten giebt, die zu ihrem Schutze städtischer Wohlfahrtsstiftung und private Mildthätigkeit errichtet! —

Saben wir in Vorstehendem die nächtlichen, zu Wohnungszwecken dienenden Schlupfwinkel der Verbrecher angeführt, so erübrigt es uns noch, ihre anderen Aufenthalt- und Versammlungsorte zu betrachten. Über diese bestehen im Publikum die seltsamsten Vermutungen, und der Phantastie wird hier der freieste Spielraum gelassen in dem Erdenken und Ausmalen der geheimnisvollsten, von allem Schauer des Unheimlichen umgebenen Örtlichkeiten, aus denen die übrigen Sterblichen, falls sie auf irgend eine Weise überhaupt hineingelangt sind, nur mit Gefahr ihres Lebens wieder herauskommen. Nichts falscher als das! Das moderne Berlin kennt nichts von unterirdischen Verstecken, von Höhlen und Fallthüren, von nur auf Schleichwegen zu erreichenden Zufluchtsorten, wo die gestohlenen Schätze verborgen liegen und neue verbrecherische Pläne ausgearbeitet werden, von Diebspelunken mit Doppelwänden,

welches auch ganzen Familien Unterkunft gewährt, beherbergte in jedem der letzten Jahre über 260 000 Menschen, und diese Ziffer steigt fortwährend. Der Verwaltungsbericht äußert sich darüber: „Die Reinlichkeit und die Ordnung in den Anstaltsräumen, die Gelegenheit unentgeltlicher Reinigung des Körpers und der Kleider, die Abend- und Morgenverpflegung u. konnten naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die Frequenz in der neu errichteten Anstalt bleiben. In demselben Maße, wie sich die Menschen unwürdigen, meist in dunkeln Kellern belegenen, von Schmutz starrenden, alle Krankheitskeime in sich bergenden Pennen entleerten, nahm der Verkehr im städtischen Obdach zu. Es kann wohl behauptet werden, daß das städtische Obdach für nächtliche Obdachlose von ungemein segensreichem Einfluß auf den Gesamtgesundheitszustand Berlins ist, einerseits durch die Möglichkeit, die bei Auftreten einer ansteckenden Krankheit in der Regel zuerst damit befallenen obdachlosen Personen sofort in die betreffenden Krankenanstalten zu schaffen, bevor sie den Ansteckungsstoff weiter getragen haben, andererseits aber durch die getroffenen Vorrichtungen und die Desinfektion der Kleidungsstücke, wodurch mancher Krankheitsstoff im Keime vernichtet wird.“

zwischen denen sich die Verfolgten verbergen können, und mit rätselhaften Schränken, deren Rückwände auf versteckte Gänge führen, die eine schleunige Flucht ermöglichen, wie es in früheren Kriminalgeschichten so anschaulich beschrieben wurde. Nein, der „moderne“ Verbrecher fühlt sich, falls er sich nicht selbst aus bestimmten Gründen vor der Polizei verbergen will und falls seine Kleidung eine anständige ist, nirgends sicherer und ungenierter, als an jenen Orten, wo der harmloseste Verkehr herrscht, und am bezeichnendsten hierfür ist, daß sich neuerdings ganze Verbrechercliquen zu ihren Zusammenkünften die freilich aus ganz anderen, und zwar den wohlthätigsten, Beweggründen errichteten Lokale der Volks-Kaffee- und Speisehallengesellschaft erwählt haben und sich dort in den Vormittagsstunden zu ihren „Beratungen“ einfinden.

Aber auch an anderen Orten können wir die Herren treffen, im Café Bauer ebensogut wie in einem lebhaften Bräu der Friedrichstraße, in einem einfachen Weißbierrestaurant wie in dem stark frequentierten Rathauskeller, in dem lauten Menschengewirr der Passage wie in den stillen Sälen eines Museums. Daneben bevorzugen viele von ihnen, sei es aus Gewohnheit, sei es, um ungestörter mit den Gefährten zusammen zu sein, gewisse Nachtcafés in den vom Centrum entfernter gelegenen Stadtteilen; mit einer schätzbaren Eleganz eingerichtet, mit Wiener Kellnerbedienung und einem Berliner robusten Hausknecht, der, wenn nötig — und das ist oft der Fall! — persönlich eingreift, um Lärmmacher und Lärmmacherinnen an die frische Luft zu befördern, zeigen sie uns zu später nächtllicher Stunde die zweifelhaftesten Besucher nebst tiefgesunkener weiblicher Begleitung und geben oft den Hintergrund ab zu den widerwärtigsten Scenen. Falschspieler, Bauernsänger, Taschen- und Ladendiebe, allerhand andere Ganner und Betrüger trifft man hier besonders häufig an, und der Polizei ist in diesen Cafés schon manch' guter Fang gelungen.

Noch eine Stufe tiefer stehen die sogenannten Verbrecherlokale; wir betonen absichtlich das „sogenannt“, denn eigentliche Verbrecherlokale, mit anderen Worten Gaststätten, wo ausschließlich Verbrecher verkehren, giebt es nur noch wenige in Berlin, und auch jene „sogenannten“ sind mehr und mehr aus den kurz vorher erwähnten Gründen im Abnehmen begriffen, so daß sich ihre Gesamtzahl auf etwa dreißig belaufen wird, während sie noch vor wenigen Jahren das Doppelte und mehr betrug. Fast immer liegen diese Lokale, über welche im Publikum häufig die abenteuerlichsten Ansichten herrschen, die mit der Wirklichkeit nichts zu thun haben, ¹⁾ im Keller, hin und wieder auch im Parterregeschoß,

¹⁾ Ein richtiges geheimnisvolles „Verbrechernes“, wie aus einem Kriminalroman gestohlen, befand sich anfangs der 70er Jahre dicht beim früheren Polizeipräsidenten, unter den alten Kolonnaden des Mühlendamms und ist mit diesen kürzlich verschwunden. Das Schanklokal wurde nur von Verbrechern besucht, was der Kriminalpolizei wohl bekannt war, „doch blieb es“ — wir folgen hier einer Notiz der „Bosnischen Zeitung“ — „den beobachtender Beamten stets ein Rätsel, daß die Besucher jener Spelunke bei Schluß derselben nicht wieder auf die Straße zurückkehrten und auch weder in dem Lokal selbst, noch auf dem Boden (unterkellert war das Haus nicht) zu finden waren. Der damalige Chef der Kriminalpolizei von Drygałski setzte alles daran, dieses seltsame Dunkel zu lichten, und betraute mit dieser Angelegenheit den Polizeirat Bormann und den Kriminalkommissarius Duve. Nachdem es trotz der engsten Fühlung mit Verbrecherkreisen nicht gelingen wollte, der Sache auf den Grund zu kommen, beschloß Duve, an Ort und Stelle nähere Prüfungen vorzunehmen, und erschien oftmals kurz vor Thores'schlusß ganz unerwartet in dem Lokal. Hierbei glaubte er eines Abends ein dumpfes Rollen wahrzunehmen, welches aus der Erde nach oben zu bringen schien. Er meinte anfangs, daß dies Geräusch von vorüberfahrenden Wagen herrühre; da sich aber das Rollen in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte, richtete er seinen Blick unwillkürlich auf den Fußboden unter sich und bemerkte, daß dieser unregelmäßige Schnitte in drei Dielen zeigte, deren Fugen sichtlich mit Schmutz frisch ausgestrichen worden waren. Auf Grund dieser Wahrnehmungen begab sich ein starkes Aufgebot von Polizei noch an demselben Abend in das Lokal und nahm im Beisein des verdächtigten Wirtes die Dielen auf. In einer tiefen Öffnung wurde eine Leiter sichtbar, vermittelst welcher man in einer Tiefe von zwei Metern in einen viereckigen Raum gelangte. An diesen schloß sich ein unterirdischer Gang an, welcher unter dem Mühlendamm hindurchführte und

damit eine eventuelle Flucht beim Nahen der Polizeimannschaften nicht mit Schwierigkeiten verbunden ist; aus dem nämlichen Grunde hat ein Teil derselben, und zwar gewöhnlich diejenigen, die sich in einem Eckhause befinden, auch zwei vordere Eingänge von zwei verschiedenen Straßen aus, so daß der unbeteiligte Passant keine Ahnung von ihrem Zusammenhange hat. Auch sonst lieben diese Lokale es nicht, die besondere Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, selten zeigen sie ein Schild und eine Laterne und selten bringt ein verstohlener Lichtschimmer hinter den dunklen Vorhängen an den kaum über den Erdboden hinwegragenden Fenstern und der auf steiler schmaler Treppe zu erreichenden tief gelegenen Thür hervor. Ein „Unberufener“ wird sich daher schwerlich in diese Schankstätten verirren, und die „Berufenen“ kennen den Weg sehr wohl, ebenso wie sie den Wirten und Gästen hinlänglich bekannt sind. All diese Lokale ähneln sich sehr untereinander: ein langer, niederer dumpfer Raum, trübe beleuchtet durch mattbrennende Gasflammen oder Petroleumlampen, an den kahlen Wänden eine schmutzige, vielfach zerrissene Tapete, oft auch nur ein zerbröckelnder, in den rätselhaftesten Farben schimmernder Anstrich, in der Mitte oder in einer Ecke ein fadenscheiniges Billard, dann einige Duzend wackelige Stühle und kleine Tische — das ist alles. Der Schankraum befindet sich gewöhnlich abgesondert in einem Gemach, in welches man zu-

unter dem Bürgersteige der gegenüberliegenden Seite endigte. Dieser ziemlich viel Grundwasser zeigende Gang war mit Stroh belegt worden und diente mancher fragwürdigen Person als Lagerstätte. Bei dem Ausnehmen des Nestes fielen zehn Männer und ein Fräulein der Polizei in die Hände. Als man nun die Streu hinwegräumte, stieß man auf einen Bohlenbelag, welcher als Kegelbahn benutzt wurde. Die Wölbung war durch weiße Backsteine kunstgerecht hergestellt worden. Wie lange an der Herstellung des Baues gearbeitet worden ist, hat sich nicht aufklären lassen. Zwecks Beleuchtung des Ganges hatte man diesen so angelegt, daß er an einer Gasrohrleitung entlang lief. Diese war angebohrt und mit kleinen Röhren versehen worden, sodas das Verbrechen seine Beleuchtung unentgeltlich bezog.“

nächst von der Treppe aus eintritt; hier schaltet hinter dem „Büffett“, besetzt mit gekochten Eiern, Würsten, Schinken, kalten „Klöpffen“, verschiedenen, unter einer Glasglocke aufbewahrten Käsearten, Butter und Brot, der behäbige, mit blauer Arbeitsschürze versehene Wirt, der, wie es nötig, pfiffig, dumm, grob, freundlich, harmlos, durchtrieben, herrisch, unterthänig aussehen kann, ganz wie es die Situation verlangt. Mit seinen Gästen steht er auf vertraulichem Fuß, trotzdem er viele nur mit ihren Spitznamen kennt, desto besser jedoch ihre „Beschäftigung“ weiß; was sie außerhalb seiner vier Wände thun und treiben, kümmert ihn — falls er nicht, was selten geschieht, mit ihnen unter einer Decke steckt und wohl gar den Fehler für die gestohlenen Waren abgiebt — nichts, er ist mit Umsicht und Bereitwilligkeit für ihre leibliche Pflege bedacht, allerdings auch nur gegen bare Bezahlung, denn vom Borgen ist er kein Freund und kündigt dies deutlich durch allerhand recht verständliche Plakate, wie: „Hier wird nicht ge — (pumpt, statt dieser Silbe ist eine Pumpe gemalt)“ oder auch nicht mißzuverstehende Verse, wie den nachstehenden, an, den Schreiber dieses in einem derartigen Lokal der Elssasserstraße vorfand:

„Hast Du Draht¹⁾, so laß Dich nieder,
Sag', womit ich dienen kann,
Ohne Asche¹⁾ — drück' Dich wieder,
Setze keinen Gastwirt an!“

Dieses Lokal schien einst sogar bessere Tage gesehen zu haben, denn ein — Spiegelrahmen kündete von „vergangener Pracht“, zugleich auch von dem vergangenen Spiegel, denn von demselben war auch nicht ein Splitterchen mehr zu entdecken, dafür hatte aber eine kräftige Hand mit großen

¹⁾ Gelb.

Kreidebuchstaben: „Spiegel!“ auf die pappene Deckung geschrieben. Wie dem Spiegel war es den einst neben ihm prangenden Büsten ergangen, nur die Konsolen verkündeten noch von der verschwundenen Herrlichkeit, aber auch sie hatten nicht gänzlich ihren Beruf verfehlt — jede von ihnen trug einen schauerhaft alten, arg zugerichteten Hut, der eigentlich ein Zerrbild dieser Bezeichnung war und von manchem Nachtlager im Freien, von mancher Schlägerei, von manchem Rausche seiner früheren Inhaber erzählte.

Die Gesellschaft an diesen Orten ist eine bunt zusammengewürfelte und besteht größtenteils aus vorbestraften Personen; aber selbst ihnen wohnt ein gewisser Corpsgeist inne und sie sondern sich wieder in einzelne intimere Kreise ab, die eng zusammenhalten und sich in bestimmten Lokalen treffen, um in mündlichem Austausch von früheren gemeinsamen Thaten zu plaudern und neue zu verabreden. Wie die Mienen der „Stammgäste“ dieser Restaurants, so zeigen auch ihre Kleidungen die mannigfachsten Abstufungen, von dem mit auffälliger Eleganz gekleideten Falschspieler und Bauernfänger bis zu dem strolchartig aussehenden Bodendieb, dessen Kostüm aus den verschiedensten gestohlenen Sachen zusammengesetzt ist und eine wahre Musterkarte von Geschmacklosigkeit bildet. Die Unterhaltung wird natürlich in reinstem „Berlinisch“ geführt, vermischt mit den zahllosen Ausdrücken der Verbrechersprache, so daß ein Uneingeweihter einen vollständig fremden Dialekt zu hören vermeint. An lärmenden Scenen fehlt es nicht, obgleich ernstere Streitigkeiten selten vorkommen und dann fast immer durch ältere Genossen, die wegen ihrer thatenreichen Vergangenheit großes Ansehen genießen, geschlichtet werden; gewöhnlich entstehen derartige Zwiste durch eine ungerechte Verteilung des Beuteertrages, denn auch die Verbrecher nehmen es „unter sich“ nicht immer allzu genau mit der Ehrlichkeit. Andererseits helfen sie sich gern wieder untereinander aus und unterstützen den, dem es pekuniär schlecht geht, hauptsächlich nach seiner Entlassung aus

dem Gefängnisse oder Zuchthause, wodurch er, zuweilen gegen seinen eigenen Willen, immer wieder in die verbrecherischen Kreise hineingezogen wird.

Die Kriminalpolizei kennt natürlich all diese Lokale ganz genau, hat aber, wie schon früher erwähnt, keine Veranlassung, sie aufzuheben, da sie ja das Ergreifen gesuchter Verbrecher erleichtern. Je nach Bedarf werden wöchentlich oder monatlich einmal respektive mehrere Male Razzias durch diese Kneipen unternommen: eine Anzahl Kriminalbeamter, acht, zehn, fünfzehn, zwanzig, trifft sich zu abendlicher Stunde an einem bestimmten, vom regsten Verkehr etwas abgelegenen Punkte Berlins, und der leitende Wachtmeister oder Kommissar erteilt die erforderlichen Instruktionen, die sich auf Umstellung der zu durchsuchenden Lokale, auf die Persönlichkeiten der zu verhaftenden Verbrecher, auf die Signalements zugereister Schwindler 2c. beziehen; selbst bei diesen nächtlichen Fahrten verschmähen häufig die Kriminalbeamten die Mitnahme eines Revolvers, sondern verlassen sich auf ihre Körperkraft und den stets mitgeführten, zuweilen bleiausgegossenen Stoß. In kleineren Trupps begiebt sich die Schar, der man nicht das geringste Auffällige anmerkt, nach den einzelnen Lokalen, deren Ein- und Ausgänge, auch die nach dem Hofe zugehenden, besetzt werden, worauf sich dann erst mehrere Beamte auf den verschiedenen Wegen in das Innere begeben. Ihr Erscheinen, selbst in den überfülltesten Lokalen, erregt nie größeren Aufruhr; dieser und jener, dessen Gewissen nicht ganz frei ist, erblaßt wohl im ersten Augenblick, faßt sich aber schnell wieder und nimmt ein möglichst gleichgültiges Wesen an, die übrigen lassen sich kaum in ihrer nur etwas gedämpfter als vorher geführten Unterhaltung, in ihrem Trinken und Kartenspielen stören, sie begrüßen in aller Gemüthlichkeit die ihnen persönlich bekannten Beamten und auch letztere treten diesen „guten Freunden“, denen sie schon manches Jahr stiller Zurückgezogenheit hinter Gefängnismauern verschafft, keineswegs streng dienstlich gegenüber,

sondern plaudern mit ihnen in der zwanglosesten Weise und erfahren dabei häufig manches Wissenswertes.

Um „Ungewißheiten“ jedoch zu vermeiden, erklärt der leitende Beamte mit lauter Stimme: „Wir sind Kriminalpolizisten! Alles hat sich zu legitimieren! Wer keine Legitimation hat, tritt beiseite und folgt zur Wache!“ Sofort ziehen die Anwesenden ihre Papiere, falls sie im Besitze solcher sind, heraus und weisen sie mit mancher spöttischen oder witzigen Bemerkung vor, der eine und andere von ihnen wird trotzdem visitiert, indem der Beamte die Taschen und einzelnen Kleidungsstücke durchsucht und inquirierende Fragen stellt; trifft man auf einen der gesuchten Verbrecher, so wird er selbstverständlich sogleich verhaftet und mit den Nichtlegitimierten nach der nächsten Revierwache gebracht. Zu den größten Seltenheiten gehört es, daß bei diesen Razzias Widerstand geleistet oder ein Fluchtversuch unternommen wird; die Anwesenden wissen, daß das Lokal umstellt ist und daß ein Pfiff dreifache Hilfe herbeiruft, ferner, daß sie ihre Sache durch Widersetzlichkeit nur bedeutend verschlimmern und sich schließlich hierdurch die Beamten zu persönlichen Feinden machen, die dann in späteren Fällen mit der unerbittlichen Schärfe des Gesetzes gegen sie auftreten; darin aber hat auch der Verbrecher sein Ehrgefühl und es liegt ihm sehr an „anständiger Behandlung“, wofür er sich auf seine Weise, indem er leichter ein Zugeständnis macht oder wohl auch einen kleinen Verrat ausübt, dankbar erweist.

Ist das eine Lokal durchsucht, so geht die Expedition, zu welcher alsbald wieder jener Trupp stößt, der die Arretierten zur Wache gebracht, weiter und nimmt die gleichen Visitationen noch mit anderen ähnlichen Spelunken vor; zuweilen ist die Ausbeute eine sehr gute, zuweilen verläuft sie auch ergebnislos, und die Beamten haben umsonst ihre Nachtruhe geopfert.

Befindet sich unter den Arretierten und nach der Wache Geführten ein straffälliger Verbrecher, so wird er sofort in-

haftiert, um mit dem nächsten „Grünen Wagen“ nach dem Polizeiamt am Alexanderplatz gebracht und dort verhört zu werden. Dasselbe Schicksal trifft jene Legitimationslosen, die keine feste Arbeitsstelle nachweisen können und nicht polizeilich gemeldet sind; hierüber und ob ihre Aussagen der Wahrheit entsprechen, giebt der Telegraph binnen kurzem Auskunft. Kommt aus jenem Revier, in welchem der Betreffende wohnen will, die Nachricht, daß er dort angemeldet ist und nichts gegen ihn vorliegt, so wird er sogleich entlassen, im entgegengesetzten Fall transportiert ihn ebenfalls der „Grüne Wagen“ nach dem Alexanderplatz und er erhält wegen Versäumens der polizeilichen Anmeldung respektive wegen Obdachlosigkeit oder Arbeitscheu die entsprechende Strafe. Da es in der Natur der Sache liegt, daß die Kriminalbeamten nicht das Signalement aller gesuchten Verbrecher im Kopf behalten können, existiert ein alphabetisch geordnetes, genau detailliertes Verzeichnis derselben in jeder Polizeiwache, und es kann auf diese Weise sehr leicht gleich dort ermittelt werden, ob sich unter den Arretierten ein bestimmt Gesuchter befindet. Ist dies der Fall, so kann er der Freiheit auf längere Zeit Lebenswohl sagen; alle Schlupfwinkel der Weltstadt helfen ihm nichts mehr, und bald nimmt ihn eine enge Zelle, zunächst die der Untersuchungshaft, dann die des Gefängnisses oder Zuchthauses auf.

9.

In Untersuchungshaft.

Verurteilt. Die Gefängnisse Berlins. Zum Tode.

„Nach Moabit!“ — Die beiden kleinen Worte haben häufig in Berlin eine ominöse Bedeutung, und: „Er war oft in Moabit!“ schildert in nicht mißzuverstehender Weise das Vorleben dieses oder jenes Bewohners der Kaiserstadt, der wiederholt mit den Gesezen in Konflikt geraten. Einst ein wüstes, unwohnliches Stück Land, ist heute der noch immer als „Moabit“ bezeichnete Stadtteil einer der bevölkertsten und freundlichsten des neuen Berlin, der sich von Jahr zu Jahr weiter ausdehnt und in mancher Beziehung bereits dem Westen Konkurrenz zu machen droht; trotz seiner breiten Straßen aber, trotz der vornehmen Mietspaläste, welche sie einfümen, trotz des Ausstellungsparkes und des Glaspalastes, dem täglichen sommerlichen Zielpunkte des erholungslustigen, daseinsfreundigen Berlin, gilt dieses Moabit aber immer noch vielen als eine „terre maudite“, als ein „Land des Fluches“, als welches es seine ersten Ansiedler, französische, Seidenzucht treibende Kolonisten, bezeichnet haben sollen und woher denn auch der Name stammt.¹⁾ Denn Moabit ist schon manchem zum Fluche geworden und hat

¹⁾ Nach anderen nannten sie es „La terre de Moab“, das Land der Moabiter, in Anlehnung an die heilige Schrift, sich mit den wandernden Israeliten vergleichend, die lange Zeit in Lande der Moabiter verharren mußten, ehe ihnen der Zug über den Fluß ins Land Kanaan gestattet wurde. Sehnsüchtig, wie einst die Juden, sollen die französischen Kolonisten von ihrer sandigen, ertragslosen Scholle, wohin sie der König gewiesen, nach Berlin geblickt haben! (?) — —

ihm für sein ganzes Leben den äußeren Makel aufgedrückt, hier ist ja die moderne Richtstätte Berlins, hier befindet sich das Kriminalgericht, hier erhebt sich das Untersuchungs- wie das Strafgefängnis, und hier werden die Mörder zum Blutgerüst geführt! — —

Das Untersuchungsgefängnis ist es, welchem wir zuerst einen Besuch abstatten wollen, denn jeder von der Polizei als einer That verdächtig (oder derselben auch überführt) Verhaftete wird vierundzwanzig Stunden nach seiner Festnahme hierher mittelst des „grünen Wagens“ gebracht, während zugleich seine Akten an den untersuchungsführenden Richter gehen, der nun bestimmt, ob über den Festgenommenen die Untersuchungshaft zu verhängen oder er — sei es bis auf weiteres, sei es überhaupt — wieder frei zu lassen ist. Der im Untersuchungsgefängnis angelangte Arrestant wird noch am selben Tage dem Richter vorgeführt, der ihn verhört, um ihm zunächst Gelegenheit zu geben, sich von dem auf ihm lastenden Verdacht zu rechtfertigen; ist dies nicht möglich, so kann der Arrestant auf einige Zeit der Freiheit Lebenswohl sagen, denn mehrere Monate vergehen oft, ehe er gerichtlich abgeurteilt oder — — — freigesprochen wird. Wie bei der Polizei, möchten wir auch hier bei der Justiz auf die Notwendigkeit einer Vermehrung des Personals, namentlich der Richter, hinweisen; hier ist gleichfalls eine Überbürdung bestimmter Beamter eingetreten, da oft ein Richter an einem Tage zwanzig und mehr Untersuchungsgefangene vernehmen muß und beim besten Willen nicht jedem die Zeit widmen kann, die vielleicht wünschenswert wäre.¹⁾

¹⁾ Einer der bekanntesten und bewährtesten Untersuchungsrichter hatte vor einigen Jahren statistisch zusammenstellen lassen, wieviele Angeeschuldigte resp. Zeugen er jährlich — an zuerst 200, dann steigend 270 Terminstagen — zu vernehmen hatte: ihre Zahl belief sich im Jahre 1869 auf 1378, im Jahre 1885 aber auf 3000 Personen. In sechzehn Jahren hatte dieser Richter 32 656 Personen vernommen, ganz abgesehen von den Obduktionen, denen er beiwohnen mußte, den Lokalbesichtigungen und Lokalterminen.

Das Untersuchungsgefängnis wurde, im engen Anschluß an das Kriminalgericht, in den Jahren 1876 bis 1881 erbaut und bietet im ganzen 1250 Gefangenen (darunter 220 weiblichen) Unterkunft, von denen die Mehrzahl, 820, sich in Isolierhaft befindet. Diese ist hier eingeführt, um zunächst die jugendlichen Untersuchungsgefangenen vor den schlimmen Einflüssen der schon bestrafte älteren Verbrecher zu bewahren, dann um eine Verständigung untereinander zu verhüten, die leicht die Untersuchung irreführen könnte, schließlich aus Gründen der Sicherheit, Disciplin und aus erziehlichen Wirkungen, obwohl letzterer Behauptung von anderen Seiten widersprochen wird. Da diese Frage noch eine offene ist, lassen wir hier die Ansicht des Moabiter Gefängnisarztes Dr. Lewi folgen, der gleichfalls erst die obigen Gründe angiebt und darauf fortfährt: „Gegen die etwa möglichen Gefahren, welche die Isolierhaft herbeiführen könnte, die jedoch sich in andern Ländern, wo sie besteht, nicht gezeigt haben, ist der Gewinn derselben ein hochschätzbarer, der Gewinn: schädliche Einflüsse der Gefangenen auf einander zu hindern und vor allem durch Einkehr in sich den ersten Grund zur Besserung zu legen. Und so kurze Zeit auch die Beobachtung erst in diesem großen Isoliergefängnis in Moabit ein Urteil zuläßt, eine mächtige Umwandlung hat sich bereits vollzogen. Alle Rohheit und Unbändigkeit ist verschwunden; Ruhe und Stille ist eingekehrt

An Beamten zählte das Landgericht I, um welches es sich hier handelt, im vergangenen Jahre: 1 Präsidenten, 19 Direktoren, 74 Richter, 3 Rechnungsrevisoren, 69 Gerichtsschreiber und Gerichtsschreiber-Gehilfen, 30 Kanzlisten und Kanzleidiätare, 35 Gerichtsdiener und Kastellane und zu außerordentlicher Hilfe richterliche Beamte auf 48, Bureaubeamte auf 28 und Unterbeamte auf 348 Monate. Als Beamte der Staatsanwaltschaft fungierten 1 Erster Staatsanwalt, 15 Staatsanwälte (darunter der Erste Amtsanwalt), 7 Amtsanwälte, 6 ständige Hilfsarbeiter, 37 Sekretäre und Assistenten, 7 Kanzlisten und Kanzleidiätare und 6 Gerichtsdiener; zu außerordentlicher Hilfe Bureaubeamte auf 60 Monate, Unterbeamte auf 72.

und eine tiefere Stimmung ist über die Gefangenen gekommen; eine Stimmung, die nur in ganz vereinzelt Fällen eine verzweifelte genannt werden kann."

In Ziegelrohbau, wie das Kriminalgericht, ist auch das außer von Militär noch von über hundert Beamten bewachte Untersuchungsgefängnis aufgeführt, ein mächtiger, mehr wie sechstausend Quadratmeter bedeckender Bau, in den man durch ein kleines Vorhaus gelangt, in welchem sich die Bureauräume sowie das Sprechzimmer — ein kahler Raum, durch Barrieren in drei Teile geschieden, von denen im mittelsten der beaufsichtigende Beamte weilt, damit der Arrestant von dem Besucher getrennt ist — befinden. Hier ist der Eingelieferte noch einmal von den „Annehmlichkeiten des modernen Kulturlebens“ umgeben, denn saubere Gardinen glänzen an den Fenstern der Beamtenwohnungen und Blumen blühen auf den Brettern vor denselben, Kinder spielen jubelnd in dem Hofe und das Geräusch eifigen Tagesverkehrs dringt von der nahen Straße herein — wenige Schritte weiter, und eine gewaltige Scheidewand hat sich zwischen dem Inhaftierten und der übrigen Welt erhoben, jeder seiner Schritte wird nun vorgeschrieben und bewacht und er selbst ist vorläufig nur eine „Nummer“, unter der er in den Registern geführt, aufgerufen, zum Richter gebracht, wieder zurückgeführt und eventuell, wenn er sich gegen die Hausordnung auflehnt, auch bestraft wird.

Diese Hausordnung ist des Inhaftierten „ewig gleiche Uhr“. Nachdem er gebadet (was drei resp. vierwöchentlich wiederholt wird), statt seiner eigenen Wäsche die des Gefängnisses und statt der Stiefel Lederpantoffeln erhalten hat, wird er in eine Zelle geführt, deren Nummer er fortan an einem Blechschild auf der Brust zu tragen hat. Um sechs Uhr morgens ertönt die zum Aufstehen mahnende Glocke; der Gefangene erhebt sich, klappt seine Bettstelle auf, reinigt mit einem ihm hineingegebenen Eimer Wasser seine Zelle und erhält den Morgenimbiß, aus Mehlsuppe oder Kaffee

mit Brot bestehend. Um halb acht Uhr (oder auch zu einer anderen Tageszeit) wird auf einem der Höfe ein etwa einstündiger Spaziergang unternommen, wobei die Arrestanten, fünf Schritt getrennt und sorgsam bewacht, hintereinander entlang wandern; dann geht's zurück in die Zelle, in welcher der Bewohner, wenn er es will, Arbeit erhält, die er aber auch mit anderen Untersuchungsgefangenen in gemeinschaftlichen Detentionsräumen erledigen kann, sei es Anfertigung von Blechspielzeug, Kleben von Kartons, Flechten von Drahtkörben, Anstreichen von Holz- und Zinngeräten zc. Um zwölf Uhr giebt's die Mittagsmahlzeit, aus Gemüse und Fleisch, Hülsenfrüchten, Kartoffeln u. s. w. bestehend, um sechs Uhr das Abendbrot in Gestalt einer Suppe nebst Brot. Die Kost ist, wie sich der Schreiber Dieses selbst überzeugte, durchaus schmack- und nahrhaft und wird für Schwache und Kranke noch besonders stärkend zusammengesetzt; auch für Abwechslung in den täglichen „Menus“ ist gesorgt, ebenso wie sich die über Geldmittel verfügenden Gefangenen eine bessere Kost sowie mancherlei andere Erleichterungen verschaffen können. Um acht Uhr Abends ertönt wiederum die Glocke, welche das Zeichen zur Ruhe giebt; das Licht muß in allen Zellen, in welche die Gefangenen auf Wunsch je ein Buch wöchentlich erhalten, erlöschen und der Inhaber sein Lager aufsuchen; tiefe Ruhe herrscht alsbald in dem ganzen Gebäude, nur unterbrochen durch die Schritte der Wächter auf den Gängen und die Ablösungsrufe der Militärposten auf den Höfen, welche die einzelnen Gefängnisflügel trennen.

Dem dieses Untersuchungsgefängnis ist fächerartig angelegt, d. h. es gehen von seinem Mittelpunkt nach allen Himmelsrichtungen fünf Flügel ab, als A. B. C. D. und E. bezeichnet. Den Mittelpunkt bildet eine turmartige Centralhalle, inmitten derer sich wiederum ein massiver Mauerpfeiler erhebt, auf dem eine eiserne Säule ruht; um diese schwingt sich im dritten Stockwerk eine eiserne Platte, das

sogenannte Observatorium, auf welchem stets ein Oberaufseher weilt und wo ferner die Telephone der Landgerichte I und II angebracht sind. Will ein untersuchungsführender Richter diesen oder jenen Inhaftierten sprechen, so meldet er dies telephonisch dem Oberaufseher, welcher in einem starken Foliobande das Verzeichnis aller Gefangenen vor sich liegen hat; sobald er die Nummer des Gewünschten festgestellt, ruft er durch ein bestimmtes Glockensignal den Aufseher jenes Flügels, der den betreffenden Gefangenen beherbergt, herbei und giebt ihm die weiteren Befehle. Zugleich hat er aber auch die genaueste Aufsicht über das ganze Gefängnis, denn die fünf Korridore der fünf Flügel bilden durch ihre vier Stockwerke nur ein einziges vielverknüpftes Eisengerippe, da, abgesehen von dem untersten, asphaltierten Stockwerk, die übrigen nur an den Zellenreihen entlangführende eiserne Laufgänge haben, die durch eiserne schmale, mit einem Geländer versehene Querbrücken verbunden sind.

Die Isolierzellen sind jede 4 Meter lang, 2,35 Meter breit und 2,35 Meter hoch; das Fenster ist in über Mannshöhe angebracht und mit einer vom Gefangenen zu regelnden Ventilationsklappe versehen; die an der Wand befestigte eiserne Bettstelle wird während des Tages hochgeklappt; ebenfalls an der Wand befestigt und aufzuklappen sind der Holzisch nebst Schemel. Die „Ausstattung“ vervollständigt sodann noch ein zur Aufbewahrung von Bürsten zc. bestimmtes Holzschrankchen, das Waschgerät, der Eßnapf zc.; die Zellen werden durch Heißwasserheizung erwärmt, die Beleuchtung geschieht durch Gas. Die mit den festesten Schlössern und Riegeln versehenen Bohlentüren enthalten eine Klappe, durch welche dem Gefangenen das Essen hingereicht wird, und ferner einen sogenannten „Zudas“, durch den der Bewohner unbemerkt beobachtet werden kann; will der Gefangene einen Wunsch äußern, so drückt er auf einen in seiner Zelle befindlichen Knopf, ein elektrisches Signal ertönt und auf der

Tafel des betreffenden Korridors zeigt sich ein Täfelchen mit der Nummer jener Zelle, welche den Aufseher sogleich informiert. Neben diesen Zellen und den gemeinsamen Hafträumen giebt es noch die „schweren Zellen“, auch Mörderzellen genannt, welche zur Aufnahme der Mörder und gewaltthätigen Verbrecher dienen. In diesen Zellen ist die Thür besonders stark und mit den schwersten Schlössern versehen, der Fußboden ist nicht, wie bei den anderen Zellen, mit Dielen bedeckt, sondern cementiert, die Bettstelle ist aus Holz, und an der einen Wand wie unter dem an dieser festgeschmiedeten Tisch sind eiserne Ringe angebracht, an die der Verbrecher angekettet werden kann; diese Ketten darf man sich nicht als schwere Eisensesseln vorstellen, sie sind fast zierlich gearbeitet, dünn geschmiedet, aber — — — sehr haltbar.¹⁾ Das Gleiche ist von den Fuß- und Handeisen wie von den Zwangsjacken zu sagen, die den „wildern Männern“ umgelegt werden, jenen Verbrechern, welche sich als tobsüchtig stellen und mit übermenschlichen Kräften oft die ganze Zelleneinrichtung zerstören. Sie werden gefesselt in

¹⁾ Hier eine offizielle Beschreibung dieser Zwangsgeräte seitens des früheren Oberinspektors des Untersuchungsgefängnisses Mag: „Dieselben bestehen in Handketten, Handeisen, Fußketten, Zwangsjacken, und werden nicht als Strafmittel, sondern nur zur Bändigung bei thätlicher Widerseßlichkeit, bei übermäßigem Toben, bei gewaltthätiger Zerstörung von Utensilien und bei bringendem Verdacht resp. bei Beabsichtigung von Selbstmord, auf kürzere oder längere Zeit angelegt. Von diesen Zwangsgeräten kommen nur die ein Kilogramm schweren Handeisen, seltener die Hand- und Fußfesseln von drei Kilogramm Gewicht und nur in äußerst seltenen Fällen die Zwangsjacken zur Verwendung, weil erstere sich gemeinhin als ausreichend erwiesen, leicht anzulegen und auch weniger gesundheitsnachteilig sind, wie die aus starkem Leder und Eisen gefertigten Zwangsjacken von sechs Kilogramm Gewicht, in welche der Gefangene immer nur auf kurze Zeit festgeschnallt werden darf. Außer diesen schweren Zwangsjacken bestehen hier zwar noch leichte dergleichen Jacken aus Zwillisch, mit langen, um den Leib festzubindenden Ärmeln, jedoch erweisen sich diese nur für weibliche Gefangene als ausreichend. Die leichten Handketten dienen vorzugsweise zur Fesselung derjenigen schweren Verbrecher, welche nach ihrer Verurteilung in die Zuchthäuser überführt werden.“

die in einem Kellergewölbe liegenden bestimmten Zellen gebracht, die nur eine Britsche, einen Eimer und einen Wasserkrug enthalten und in welche nur wenig das Sonnenlicht hineindringt; aber trotzdem und alle dem halten es hier Verbrecher tage- und wochenlang aus, bis sie endlich ihre Verstellungskunst doch aufgeben oder — ihren Zweck erreichen und als irrstinnig zur weiteren Beobachtung nach der Charité oder Dalldorf geführt werden, wo die Banden der Disciplin nicht so streng sind und von wo sie leichter entspringen können! —

Ehe wir das Gefängnis verlassen, statten wir noch der Kirche einen Besuch ab, wahrlich ein sonderbares Gotteshaus: amphitheatralisch steigen die Plätze auf, von denen jeder durch hölzerne Planken streng abgesondert ist und kein Besucher den anderen sehen kann; hoch oben, in der Mitte der der Kanzel gegenüber gelegenen Längswand, befindet sich der Eingang, durch welchen die Gefangenen einzeln hineingeführt werden, derart, daß der nächste erst erscheint, wenn der vorhergehende bereits seinen Platz eingenommen. In derselben Weise geschieht die Zurückführung. Der Prediger kann sämtliche Gefangene sehen, wie er auch von ihnen gesehen wird; unter oder neben der Kanzel haben gewöhnlich noch zwei Aufseher Platz, um ihre „Pflegebefohlenen“ nicht aus den Augen zu lassen. —

In dem gesamten Gefängnisse — von dem die Frauenabteilung gesondert liegt — herrscht die peinlichste Sauberkeit; musterhaft sind auch die Einrichtungen der Küchen, die des Lazarettts und des Waschhauses, in denen überall zur Aushilfe Gefangene, sogenannte „Kalfaktoren“, hantieren, froh der trüben Einsamkeit entzogen zu sein. Sie gehören nicht zu den Untersuchungsgefangenen, sondern verblüßen hier ihre Strafe, waren also schon auf dem „Kriminal“ gewesen, wo sie ihr Urtheil empfangen haben und wohin uns nun unser Weg führt.

„Das Kriminal“, wie im Volksmunde der neue, prächtige Justizpalast heißt, direkt vor dem Untersuchungsgefängnis liegend, gewissermaßen die Wacht für Moabit hält,

seine Front Berlin zuehrend, ist gleichfalls ein neues, in Ziegelrohbau ausgeführtes Gebäude, an seiner Hauptseite mit den überlebensgroßen Figuren Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. geschmückt. Wie ein Bienenstock ist dieser steinerne Koloss von früh bis spät durch das regste Leben und Treiben erfüllt, und durch seine zahllosen Gänge wie über seine weiten Treppenanlagen fluten die Menschenwogen hin und her, ein fesselndes Seitenstück bildend zu dem tausendfachen Getriebe des Weltstadtkreisens, welches hier seinen ernstesten, seinen kennzeichnendsten Widerhall findet!

Abwechslungsvolle Bilder bieten sich uns hier von Minute zu Minute dar: mit flatternden schwarzen Talaren eilen Richter und Anwälte dahin, Gerichtsboten rufen die Namen von Parteien und Zeugen auf, mit den sichtlichen Spuren der Angst und des Verstörtseins nahen Angeklagte, die zum erstenmale vor den Schranken erscheinen sollen, hier redet ein altes Mütterchen mit Thränen auf ihren Sohn ein, der zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wurde, und dort hängt schluchzend eine junge Frau am Halse ihres Gatten, vor Freuden weinend, denn der Gerichtshof hat soeben ihren Mann als nichtschuldig der verdächtigen Unterschlagung befunden; in einzelnen Gruppen stehen die Zeugen zweier streitenden Parteien zusammen und drohende Reden gehen erst leise, dann immer lauter und lauter, hinüber und herüber, daß man jeden Augenblick Thätlichkeiten erwarten muß; andere Zeugen sitzen in sich gekehrt auf den Bänken an den Wänden oder wandern unruhig auf und nieder, immer wieder nach der Uhr sehend, ob sie nicht endlich vernommen werden; Kläger oder Beklagte besprechen sich noch einmal erregt mit ihren Rechtsanwälden, junge Referendare mit gewichtigen Mienen und dicken Aktenbündeln unter dem Arm schieben rücksichtslos eine Anzahl von „Kriminalstudenten“ beiseite, verlottert gekleidete Burschen mit frechen Gesichtern, die sich hier umhertreiben, um bei den Kriminalprozessen

„ihre Studien“ zu machen, welche sie in ihrer ferneren Verbrecherlaufbahn praktisch zu verwerten beabsichtigen. Jetzt eben, von einem der Thürigen aufmerksam gemacht, stecken sie leise flüsternd die Köpfe zusammen, um dann nach der einen Richtung des Korridors zu sehen: dort erscheint ein Untersuchungsgefangener, von zwei Gefängnisbeamten geleitet, auf seinen Lederpantoffeln dahinschlurrend und nun in dem Sifstierzimmer verschwindend, um von hier aus dem Untersuchungsrichter, der noch mit einer anderen Sache beschäftigt ist, vorgeführt zu werden.

Diese Sifstierzimmer, wie überhaupt das ganze Transportwesen durch die belebten Gänge, wo trotz aller Wachsamkeit der Beamten Verständigungen mittelst „Kassiber“ oder durch Zeichensprache möglich sind, sind in keiner Weise der Untersuchung förderlich und verlangen eine baldige und gründliche Umänderung. Mehrere Verbrecher sind häufig in einem der Sifstierzimmer zusammen, und wie wenig ihre Überwachung genügt, davon legen die Wände, die Öfen und inneren Thürseiten dieser Gemächer herabdes Zeugnis ab; da liest man beispielsweise, mit Bleistift geschrieben oder auch mit den Fingernägeln in die Farbe eingeritzt: „Ernst Krause, zum erstenmale hier, und gleich zwei Jahre Gefängnis“, dann: „Franz Zuberka und sein Compagnon Bende wegen zwölf schwerer Diebstähle vier Monate Untersuchungshaft, fünfzehn Jahre Zuchtthaus“, daneben eine Warnung: „Grauer Ede, hüte dich, deine Geliebte hat gepfiffen“ (Verrat geübt), und darunter die Folgen des Verrats: „Grauer Ede, soeben vier Jahre Zuchtthaus aufgebrummt“; ein anderer bittet seinen Gefährten: „Räume du ein und laß' mir raus“, und ein Genosse von ihm macht ein offenes Geständnis: „Den Nachtwächter Ludwig verhauen und zwei Bodendiebstähle“. Auch poetische Gemüther haben sich hier verewigt, so: „Wer Freiheit nicht zu schätzen weiß, darf nur dies Haus betreten, so wird er schon in kurzer Zeit für seine Freiheit beten“, ein zweiter „Dichter“ versichert: „In diesem finstern Kellerloch

denk' ich an meine Liebste noch", und ein dritter schildert seine Gefühle: „In dieser dummen Folterkammer kriegt man schon einen Katzenjammer. Was wird nun drüben erst passieren? Der Teufel soll euch frifassieren!“ —

Dies eigenartige Album wird natürlich von Zeit zu Zeit durch Ölfarbe und Anstrich fortgetüncht, aber der Er-satz ist stets schnell wieder da und drückt sich häufig noch bedeutend kräftiger aus, wie es uns hier zu wiederholen gestattet ist. Wie weit aber die zuweilen mit einem gewissen Humor vermischte Frechheit selbst an dieser Stätte geht, beweist folgender vor kurzem passierter Vorfall: ein wegen Be-drohung und Körperverletzung in Untersuchungshaft befind-licher Herumtreiber sollte abgeurteilt werden und die zu dem Termin geladenen Zeugen und Zeuginnen hatten ihm noch vor der drohenden Gefängnisstrafe eine letzte „kleine Er-frischung“ zugebacht, welche sie sorgsam vorbereitet hatten; geschützt durch die Rücken verschiedener jener Zeugen wurde durch die Thür schnell eine kleine Öffnung gebohrt, durch diese ein dünner Schlauch gesteckt, der „diesseits“ in einer wohlgefüllten Branntweinflasche endete, während „jenseits“ der Gefangene am anderen Ende des Schlauches vergnügt zog; als er genug hatte, kamen seine Gefährten an die Reihe, und die Gerichtsdiener, welche bald darauf die Gefangenen abholten, wunderten sich nicht wenig, daß die ganze Gesell-schaft in merkwürdig vergnügter Stimmung war, wie sie sich auch absolut nicht das Loch in der Thür erklären konnten. Erst später durch die Erzählung der Beteiligten kam die Sache zur weiteren Kenntnis und wurde mit vergnügtem Schmunzeln in den „Stammkreisen“ des Justizpalastes kol-portiert, bis sie endlich auch in die Öffentlichkeit drang. — —

Die Verhandlungen über besonders schwere oder sen-sationelle Verbrechen werden in dem großen Schwurgerichts-saale geführt, der im ersten Stockwerk liegt und durch seine räumliche Ausdehnung ebenso wirkt, wie durch seine gediegen-vornehme Ausschmückung; durch die Glasmalereien der hohen

Bogenfenster fällt gedämpft das Licht herein, stilvoll getrimmte Broncekronen- und Armleuchter sorgen für die Erhellung am Abend, an der einen Schmalwand, hinter dem erhöhten Platze des Richterkollegiums, hängt in schwerem Rahmen ein vorzügliches Ölgemälde Kaiser Wilhelms, den Monarchen hochaufgerichtet in der großen Generalsuniform darstellend, und an den anderen Wandflächen ziehen sich folgende zwölf Sinsprüche entlang, die auf die Bestimmung des Saales Bezug nehmen und den Richtern nochmals ihre Pflichten einprägen, wie sie den Zeugen und Angeklagten die ernste Würde der Richter und die Macht des Gesetzes vor Augen halten: „Jeder Richter sitzt an Kaisers Statt.“ — „Das Gesetz straft, nicht der Richter.“ — „Die That tötet den Mann.“ — „An dem starken Gerichte spürt man des Kaisers Gerechtigkeit.“ — „Besser Einer vom Seh'n, als vom Hören Behn.“ — „Mit dem Spruch nicht eile, höre beide Teile.“ — „Gott richtet, wenn niemand spricht.“ — „Trunkene Freud', nüchternes Leid.“ — „Untreue schlägt ihren eigenen Mann.“ — „Bekannt ist halb gebüßt.“ — „Urteil bindet und löset“, und als zwölfter und letzter Spruch: „Wo Gericht ist, da ist Friede!“ — —

Findet in diesem Saale eine jener großen Verhandlungen statt, welche nicht nur die Berliner Bevölkerung in all ihren Schichten bewegen, sondern auch weit über Berlin hinaus Aufsehen erregen, so steht in jenen Tagen fast der gesamte Justizpalast unter dem Bann des Prozesses: in den Zimmern der Rechtsanwälte, in den Korridoren unter den Vorge-ladenen, in den Gruppen der Gerichtsdiener spricht man nur über diese Verhandlung und ihren Fortgang, erwägt man die Aussichten des Angeklagten auf die Freisprechung oder Verurteilung, prophezeit man das Strafmaß, welchem er verfallen wird; dichtgedrängte Scharen von Neugierigen versuchen immer wieder noch eine Eintrittskarte zu den Tribünen zu erhalten, trotzdem sie schon dutzend Male gehört, daß alles überfüllt ist, aber sie wanken und weichen nicht,

um vielleicht zufällig einen Blick auf den Verbrecher zu werfen, wenn er in den Saal geführt oder aus demselben herausgebracht wird, und sie heften sich in den Pausen an die erholungsschöpfenden Zeugen und jene von ihnen Beneideten, die im Besitze einer Karte sind, um von ihnen einige Bemerkungen über die Verhandlungen zu erhaschen. Sind letztere im Gange, so herrscht im Saale selbst eine dumpfe Schwüle, eine beängstigende Stille, unterbrochen nur von der Stimme des Präsidenten, von seinen Fragen an den Angeklagten und die Zeugen, von den Ausführungen des Staatsanwalts oder Verteidigers, von dem Kräkeln der Federn der Berichterstatter und hin und wieder einem verhaltenen Hüpfeln aus den Reihen des Publikums.

Dort, an der einen Schmalwand, sitzen die Richter in ihren schwarzen Talaren, rechts von ihnen die Gerichtsschreiber, während links der Staatsanwalt seinen Platz hat; auf derselben Seite befindet sich die von Barrieren umschlossene und von Schutzleuten bewachte Anklagebank, gegenüber liegen die Sitze der Geschworenen und vis-a-vis dem Richterkollegium diejenigen der Zeugen, während in der Mitte ein Tisch steht, meistens bedeckt mit den furchtbaren Erinnerungen einer grauenregenden That: mit einem Beil, einem Messer, an dem oft noch Blutspuren sichtbar, den Kleidungsstücken des Ermordeten, am Thatorte gefundenen Sachen des Thäters, Photographien des Schauplatzes des Verbrechens, das hier gesühnt werden soll. Und die Sühne soll gleich ausgesprochen werden: seit einer Stunde schon haben sich die Richter und die Geschworenen zurückgezogen, der Abend ist bereits weit vorgerückt und leise knistern die Gasflammen in dem weiten Saale, in welchem die Zeugen und die Zuschauer flüsternd ihre Ansichten austauschen; jetzt aber erstirbt auch dieses verhaltene Gespräch, denn die Thüren öffnen sich, und, tiefen Ernst in den Mienen, nahen die Geschworenen und nehmen ihre Plätze ein, während auch die Richter erscheinen und ihre Häupter mit den Barett

bedecken. Eine fieberhafte, unheimliche Spannung durchzittert den Saal, scheinbar apathisch sitzt der Angeklagte auf seinem Sessel, während doch unruhig seine Augen umherirren; kein Laut ist hörbar, denn nun erhebt sich der Obmann der Geschworenen und verkündet mit lauter Stimme: „Auf Ehre und Gewissen bezeuge ich als den Spruch der Geschworenen, daß der Angeklagte mit sämtlichen Stimmen des Todes als schuldig befunden wurde!“ In diesem Moment aber bricht sich auch die gewaltsam bisher zurückgehaltene Erregung der Anwesenden Bahn, und man kann dieses dumpfe Murmeln und Surren als Genugthuung, als Erleichterung darüber ansehen, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehen! Noch einmal tritt tiefe Ruhe ein, wenn der Staatsanwalt auf Grund des Geschworenenanspruches seinen Antrag stellt, wenn der Verteidiger noch dies oder jenes bemerkt und endlich der Präsident offiziell das Urteil verkündet; zusammengebrochen hat der Angeklagte alles willenlos mitangehört, jetzt führt man ihn hinaus, zurück in seine einsame Zelle, und hinter ihm her ergießt sich der Strom der Zuhörer, laut und lärmend über den Prozeß debattierend und noch während der Nacht in Berlin den Urteilspruch verbreitend, in der Riesenstadt, in welcher vielleicht zur nämlichen Stunde schon wieder ein neues Verbrechen begangen wurde! — — —

Glücklicherweise wird in Berlin, im Verhältnis zu der Zahl der Verbrechen¹⁾, nur selten ein Todesurteil gesprochen,

¹⁾ Nachstehend eine Zusammenstellung der Kriminalstatistik für Berlin, welche sämtliche Verbrechen und Vergehen umfaßt, die im Laufe des vergangenen Jahres (1891) zur Aburteilung gelangten, also erstens Handlungen, welche mit dem Tode, mit Zuchthaus oder mit Festungshaft von mehr als fünf Jahren bedroht sind, zweitens Handlungen, welche mit Festungshaft bis zu fünf Jahren, mit Gefängnis oder mit Geldstrafe von mehr als 150 Mark bestraft werden. Im ganzen wurden 12 719 Personen verurteilt, von denen 4689 (d. ist 36,8 %) vorbestraft waren. In der ersten Gruppe (Verbr. und Verg. gegen Staat, Religion und öffentliche Ordnung) war die Zahl der Vorbestraften 681 (32,7 %), in der Gruppe der Verbr. und Verg. gegen die Person 1280 (30,7 %), in dritten (Verbr. und Verg. wider das Vermögen)

größtenteils wird auf Gefängnis- oder Zuchthausstrafen erkannt und der hierzu Verurtheilte dann schon an einem der nächsten Tage seinem neuen Bestimmungsorte überwiesen. Gegenwärtig stehen sieben verschiedene Arten von Gefängnissen in der Reichshauptstadt zur Aufnahme der Gefangenen — im ganzen an sechstausend, welche Zahl auch häufig voll ist — zur Verfügung: zunächst das Gefängnis im Polizeipalast, für 700 Personen, die in Polizeihaft sind oder wegen Polizeiübertretungen Gefängnishaft verbüßen, das Weibergefängnis in der Barnimstraße, für 500 Frauen, die wegen Polizeiübertretungen verurteilt wurden, das Gefängnis in der Perleberger Straße, für 700 Personen, die wegen Polizeiübertretungen eingesteckt wurden, das Gefängnis zu Plößen-

2726 (42,4 %), in der Gruppe der Verbr. und Verg. im Amte 2 (6,25 %). Am größten war der Prozentsatz der Vorbestraften, abgesehen von den im Rückfall befindlichen unter den wegen Vergehen gegen die Religion Verurtheilten (5 unter 6 = 83,3 %), nächstdem, um nur die am häufigsten vorkommenden Verbrechen hervorzuheben, 60,5 % (273 Vorbestrafte) bei Ruppelei, 56,3 % (298) Gewalt und Drohung gegen Beamte, 42,6 % (141) Sachbeschädigung, 41,3 % (495) Unterschlagung, 41 % (87) Urkundenfälschung, 40 % (52) Argerniß durch unzüchtige Handlungen zc., 39,6 % (247) Betrug und (40) Nötigung und Bedrohung, 39,3 % (101) einfache Fehlerei, 38,8 % (267) Hausfriedensbruch, 33,9 % (331) gefährliche Körperverletzung u. s. w.

Die Zahl der Frauen war, abgesehen von den ausschließlich oder fast ausschließlich diesem Geschlecht eigenen Verbrechen Kindesmord, Aussetzung, Abtreibung, überwiegend bei Todschlag (2 Fr. unter 3 Verurtheilten), Menschenraub und Entführung, Brandstiftung, dann, so weit es die häufigeren Verbrechen oder Vergehen angeht, verhältnismäßig am größten bei Ruppelei: 49 % (221), Verletzung fremden Gebrauchsrechtes 43,2 % (89), Beleidigung 34,3 % (506), einfacher Fehlerei 26,5 % (68), einfachem Diebstahl 23 % (709), einfachem Diebstahl in wiederholtem Rückfall 21,7 % (114), schwerem Diebstahl 20,4 % (64) u. s. w.

Weniger als achtzehn Jahre alt waren durchschnittlich 8,5 % aller Verurtheilten. Einen besonders hohen Zuschuß (15 %) stellte diese Altersklasse zu den Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen und speciell war sie bei schwerem Diebstahl mit 32,9 % (103) aller Verurtheilten beteiligt, bei einfachem Diebstahl mit 25,3 % (579), an einfacher Fehlerei mit 14,4 % (37), Urkundenfälschung 12,7 % (27), sodann in der zweiten Gruppe mit 19,4 % (18) an Unzucht mit Gewalt u. s. w.

see mit seiner Kummelburger Filiale, im ganzen für 2200 Gefangene, das Moabiter Untersuchungsgefängnis mit 1250 Verhafteten resp. Gefangenen, und endlich die als Zuchthaus dienende Strafanstalt, die 500 Verurteilte aufnehmen kann.

In letztere, ebenfalls in Moabit an der Lehrter Straße liegende Anstalt werden die zu Zuchthaus verurteilten Verbrecher gebracht, falls sie nicht nach einem auswärt's befindlichen Zuchthause transportiert werden. Diese Moabiter Strafanstalt wurde anfangs der vierziger Jahre als erstes Zuchthaus in Preußen nach pennsylvanischem System für Isolierhaft erbaut; ihre vier steinernen Flügel legen sich radial um einen Punkt, von dem aus die Aufseher alle Stockwerke betrachten können, da die Einrichtung der eisernen Korridore, Treppen &c. genau wie die des Untersuchungsgefängnisses ist. Auch die Zellen sind ähnlich erbaut, ebenso die Kirche; bei dem Kirchengang wie bei dem Besuch der Schule, überhaupt sobald der Sträfling seine Zelle verläßt, trägt er eine Maske, um das Erkennen untereinander und jegliche Verständigung durch Zeichensprache &c. zu verhindern.

So streng dies aber auch durchgeführt wird und so straff die Disciplin ist, die Verbrecher finden doch Mittel und Wege, sich untereinander zu verständigen und namentlich von den Jüngsteingelieferten neues von der Außenwelt, über Freunde und Bekannte, Thaten ihrer Gefährten und Prozesse &c., zu erfahren, sei es mittelst „Kassiber“ (Korrespondenzen auf kleinen Stückchen Papier), sei es durch „Kaspern“ (eine Art Klopfsprache, von einer Zelle zur anderen geführt, hauptsächlich vermittelt der durch die Zellen gehenden Heizungsrohren, die einen guten Schallleiter bilden) oder durch indirekte Verständigungen beim Schulbesuch, gelegentlich dessen sich die alten Bekannten, die ja, wie in der Kirche, sich nicht sehen können, an der Stimme erkennen und durch die auf die Fragen des Lehrers gegebenen Antworten, welche aus diesem Grunde häufig eigentümlich genug gewählt sein mögen, sich dies und jenes mitteilen.

Die lange Haft macht auch den Verbrecher erfinderisch, indem er sich allerlei Spielereien ersinnt, um sich in seiner einsamen Zelle die Zeit zu vertreiben: so ist „Puff“ ein Lieblingspiel, bei welchem mit einem hereingeschmuggelten Stückchen Kreide ein Puffbrett auf die Erde gemalt wird, während die Würfel aus hartgetrockneter Brotkrume gefertigt werden. Sogar Kartenspiele hat man bei Visitationen vorgefunden, aus Stückchen Hemd- resp. Bettzeug bestehend und mit Ruß, Blut &c. bezeichnet; dieser und jener Verbrecher gestaltet auch aus seinen übriggebliebenen Brotresten allerlei kunstvolle Säckelchen, Basen, Körbchen, Dosen &c., nur um seinen Geist zu beschäftigen und dem furchtbaren Dritten über seine Lage zu entgehen.

In dieser Moabiter Strafanstalt werden auch meistens die Hinrichtungen der zum Tode Verurtheilten vollzogen. Achtzehn Stunden vorher wird dem Delinquenten feierlich das Urteil verkündet und ihm noch auf seine Wünsche, die natürlich in bestimmten Grenzen gehalten sein müssen, gereicht, was er zum materiellen Genuße begehrt. In den letzten Stunden vor der Hinrichtung weilt gewöhnlich der Anstaltsgeistliche zu gemeinsamem Gebet bei ihm in der Zelle, bis die Zeit der Exekution naht — im Sommer die sechste, im Winter die achte Morgenstunde — und der Verbrecher auf den kleinen Hof geführt wird, woselbst das Blutgerüst schon aufgeschlagen ist und die Zeugen in ernstem Schweigen harren. Auf einem erhöhten Podium, zu dem einige Stufen emporführen, steht ein starker hölzerner Block, oben mit einer Vertiefung für das Kinn des Hinzurichtenden versehen, sowie neben dem Block eine Bank für den Körper; auf einem benachbarten Tischchen ruht in schwarzer Umhüllung das Richtbeil, ein anderes Tischchen trägt einige Akten und dient dem Gerichtsschreiber zum Protokollführen. Betritt der Verurtheilte den Hof, so fängt das Armesünderglöckchen an zu läuten, der Staatsanwalt verliest nochmals das Todesurteil und die Kabinettsordre des Kaisers, laut welcher dieser von

seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch zu machen erklärt, er zeigt dem Scharfrichter die kaiserliche Unterschrift und das Siegel und überweist ihm mit den Worten: „Scharfrichter, nunmehr übergebe ich Ihnen den Delinquenten zur Vollstreckung des Todesurteils!“ den Verbrecher. Im Umsehen ist derselbe von den Gehilfen des Scharfrichters erfaßt, zum Schafott geführt, ihm der Rock ausgezogen und der Hals entblößt sowie der Körper auf die Bank niedergelegt worden; der Kopf wird ebenso schnell mit einer ledernen Binde auf dem Richtblock festgeschnallt und an letzterem die Hände befestigt, und kaum ist das geschehen, so waltet auch bereits der Scharfrichter seines Werkes, und der Kopf des Mörders rollt in einen aufgeworfenen Sandhaufen hinab, während der Geistliche knieend für den Sünder betet und das Glöckchen wimmernd erschallt! — —

Eine Stunde darauf verkünden rote amtliche Bekanntmachungen an allen Anschlagssäulen der Berliner Bevölkerung, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf gehabt, daß das Wort erfüllt ward: „Wer Blut vergoß, deß' Blut soll wieder vergossen werden!“ — — —

10.

Unter den Arbeits- und Heimatlosen Berlins.

Die Berliner Arbeiterkolonie — Im Asyl für Obdachlose.

In den vorstehenden Blättern haben wir wiederholt darauf hingewiesen, welche schwere moralische Schäden die vielfach ungenügenden Berliner Wohnungseinrichtungen zum Gefolge haben und wie hierdurch sowie durch Obdachlosigkeit so mancher auf die Bahn des Verbrechens gedrängt wurde, die er vielleicht nie betreten, wenn er rechtzeitig in eine andere Umgebung geraten, wenn er in dem Branden der Weltstadt einen sittlichen Halt gefunden oder zu der Überzeugung gelangt wäre, daß er unter der Millionenbevölkerung nicht ganz allein und verlassen dastehe, daß sich ihm Heimstätten öffnen, in denen er ausruhen und neuen Mut wie neue Kraft zum Daseinskampfe schöpfen kann. In nachfolgenden Schilderungen wollen wir die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf zwei derartige Heimstätten richten, die Berliner Arbeiterkolonie und das Asyl für Obdachlose, die beide aus Privatmitteln gegründet wurden und bereits unendlich viel Segensreiches gestiftet haben, die aber noch weit mehr wie bisher ihre edlen Bestrebungen verwirklichen könnten, wenn ihnen thatkräftigere Unterstützung seitens der wohlhabenden Klassen zu teil würde. Gerade hier bietet sich ein umfassendes Gebiet zur Bethätigung warmer Nächstenliebe und zur praktischen Befolgung socialer Hilfe, deren Schlagworte so viele auf den Lippen führen, während sie ihre Taschen den „notleidenden Mitmenschen, denen geholfen werden muß,“ ängstlich verschlossen halten und alles Heil vom Staat erwarten, der ohne energische private Mithilfe seine großen socialen Ziele doch nur unzureichend verfolgen kann! —

Die Berliner Arbeiterkolonie.

„Up dem Wedding“, so hieß einst ein alter Ritteritz, vor dem nördlichen Teile Berlins gelegen, und „auf dem Wedding“ nennen noch heute die Berliner jenen großen und volkreichen Stadtteil, der sich vor dem ehemaligen Dramienburger Thor ausdehnt. Früher erstreckte sich hier ödes Saide-land, und die Kolonisten, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts auf Veranlassung des Königs hier angesiedelt wurden, mögen ein schweres Stück Arbeit gehabt haben, ehe sie dem dürren Boden einige spärliche Ernten entlockten. Heute trägt jene, dereinst vielgeschmähte, sandige Erde andere und einträglichere Früchte: vier und fünfstöckige Häuser, die sich zu endlosen Straßen aneinanderreihen, deren Bewohner aber nicht minder schwer um ihren Lebensunterhalt arbeiten müssen als einst jene auf des großen Friedrich Befehl hier Angesiedelten. Ist es Zufall, ist es Absicht, aber auch heute noch findet sich „up dem Wedding“ eine Kolonie vor, die kennen zu lernen von größtem Interesse ist, von deren Bestehen aber nur ein kleiner Bruchteil der Berliner Einwohnerschaft eine Ahnung hat, denn selten wird von ihr gesprochen und noch seltener von ihr geschrieben. Und doch wirkt sie im stillen unendlich viel Gutes und trägt unermüdblich zum Ausgleich der socialen Gegensätze bei, still zufrieden mit ihren Erfolgen, die von den Unterrichteten freudig anerkannt werden und auch an höchster Stelle aufmerksamste Beachtung finden, denn als kürzlich eine Vergrößerung dieser Kolonie festlich begangen wurde, da entsandte der Kaiser einen seiner Flügeladjutanten zu seiner Vertretung bei jener Feier.

Seit langer Zeit hatte ich mir vorgenommen, dieser Kolonie einen Besuch abzustatten, aber es war stets beim Vorsatz geblieben, bis ich endlich einen direkten Anstoß erhielt. Ein Bettler, der eine kleine Gabe erhalten hatte, stand zögernd da, seine kaum noch den Namen eines Gutes ver-

dienende Kopfbedeckung verlegen in den Händen drehend. „Wünschen Sie noch etwas?“ — „Ja, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, haben Sie vielleicht Marken zur Arbeiterkolonie?“ — Ich mußte verneinen, fragte aber den Mann, ob er nicht auch ohne Marke Einlaß erhielt. „Nein, der Andrang ist zu groß“, und unaufgefordert erzählte er, daß er im letzten Winter schon mehrere Monate in der Kolonie gearbeitet hätte, leider aber, den Überredungen eines Bekannten folgend, im Frühjahr ausgeschieden sei und jetzt nur den einen Wunsch hätte, wieder Aufnahme zu erlangen. Ich ersuchte ihn, nach einigen Tagen von neuem vorzusprechen, hoffentlich könnte ich dann sein Anliegen erfüllen, und war innerlich froh, nun, einem „Muß“ folgend, endlich einen Einblick in die Berliner Arbeiterkolonie zu erhalten.

Ein weiter Weg bis dorthin, selbst noch vom Wedding, von der Dankeskirche aus — lange Straßen und breite Plätze, bis man schließlich die Reinickendorfer Straße erreicht, die in ihrem Verlaufe allmählich einen halb ländlichen, halb städtischen Charakter annimmt: bald mächtige neue Mietskasernen, bald niedere Häuschen, deren Dächer fast die Erde berühren, dann Holz- und Steinplätze abwechselnd mit wild verwachsenen Gärten, sorgsam gepflegte Ländereien und öde daliegende Baustellen, hier und da rechts oder links abzweigende Straßen, die erst wenige, kaum bewohnte Gebäude aufweisen und scheinbar ziellos in das Freie verlaufen. In dieser von der Weltstadt noch nicht ganz mit Beschlag belegten Gegend hat die Berliner Arbeiterkolonie ihr Heim errichtet, ein ansprechendes, freundliches Heim mit hübschem Vorgärtchen, einem bescheidenen Vorderhäuschen und größeren Nebenbauten, die den eigentlichen Koloniezwecken dienen.

Ghe wir jedoch näher treten und eine von dem Hausvater auf das Lebenswürdigste und Entgegenkommendste gestattete Besichtigung unternehmen, dürfte es angemessen sein, einen kurzen Rückblick auf die Entstehung, Bedeutung und Absicht dieser Arbeiterkolonien im allgemeinen und der

Berliner im besonderen zu werfen. Hervorgegangen sind die Kolonien aus dem Bestreben, der modernen Landplage, „Wanderbettelei“ genannt, die so oft dem Verbrechertum frischen Zuschuß zuführt, entgegenzutreten, und jene, wenn auch nicht ganz aufzuheben, so doch auf ein geringeres Maß herabzudrücken. Unter den hierbei gemachten verschiedenen Vorschlägen befand sich auch ein Vorschlag: Sammlung der längere Zeit Arbeits- und Obdachlosen zum zeitweiligen Auf-enthalte in Arbeiterkolonien.

Pastor Dr. von Bodelschwingh nahm diese Anregung zuerst praktisch auf, indem er im August 1882 unter dem Namen „Wilhelmsdorf“ bei Bielefeld eine derartige Arbeiterkolonie errichtete, welche den doppelten Zweck hatte: arbeitslustige und arbeitslose Männer jeder Konfession und jedes Standes, soweit sie wirklich noch arbeitsfähig sind, so lange in ländlichen und anderen Arbeiten zu beschäftigen, bis es möglich geworden ist, ihnen anderweit lohnende Arbeiten zu beschaffen und ihnen so die Hand zu bieten, vom Bagabundenleben loszukommen, arbeits scheuen Bagabunden aber jede Entschuldigung abzuschneiden, daß sie keine Arbeit hätten.

Nachdem Dr. von Bodelschwingh sein segnenbringendes Werk ins Leben gerufen und mit ihm die günstigsten Erfolge erzielt hatte, sodaß man anderen Orts darauf aufmerksam wurde, entstand die Frage, ob diese Kolonien auch in großen Städten zu errichten seien. Eine schwere Befürchtung stand dem entgegen: man mußte einen noch größeren Zuzug von Arbeitslosen und Arbeits scheuen nach den Städten erwarten, als es ohnehin schon der Fall war! Trotzdem ließ man sich nicht von einer Bejahung der obigen Frage abhalten, da man hoffte, bei rechter Vorsicht und richtiger Organisation, ferner bei einer Verständigung mit den konkurrierenden Anstalten jene Befürchtung zu widerlegen, und diese Hoffnung ist denn auch auf das erfreulichste in Erfüllung gegangen. Nach Beiseiteräumung des schlimmsten Einwandes ging man auch in Berlin daran, nach Bodelschwinghschem Muster eine

Arbeiterkolonie zu errichten, und zwar war hier das Feld insofern schon günstig vorbereitet, als bereits ein Verein „Dienst an Arbeitslose“ bestand, der seit Oktober 1882 allsonntäglich arbeitslosen Leuten ein Frühstück verabreichte und ihnen bei dieser Gelegenheit auch religiösen Zuspruch bot. Oft nun war von den auf diese Weise Unterstützten die Bitte an den Verein gerichtet worden, ihnen nicht nur ein Sonntag=Almosen, sondern regelmäßige Arbeit zu geben, und um diese Wünsche zu erfüllen, bildete sich ein Sonderausschuß des Vereins, der mit Ernst und Hingabe, von Freunden und Anhängern materiell unterstützt, an die Verwirklichung einer Berliner Arbeiterkolonie ging. Nachdem erst in einer Mietswohnung eine Arbeitsstätte, wo Arbeitslose Beschäftigung fanden, errichtet worden war, erwarb sich der Verein, um jenen Arbeitslosen neben einer ersprießlichen Thätigkeit auch Wohnung und Kost geben zu können, ein eigenes Grundstück in der Reinickendorfer Straße und eröffnete hier, am 1. Mai 1883, die erste Berliner Arbeiterkolonie.

Das Wachstum derselben ging zunächst nur langsam von statten, zumal die Leitung erst Erfahrungen sammeln und mancherlei Lehrgeld zahlen mußte; denn es hielt vor allem schwer, passende und lohnende Arbeit sowie den Absatz für dieselbe zu finden, und nicht minder schwer war es, den richtigen Geist in die Kolonie zu bringen, weil sie weder Korrektions- bzw. Detentionsanstalt noch ein industrielles Unternehmen sein sollte, sondern einfach eine auf ihre Arbeiter erziehlichen, christlichen Einfluß ausübende Kolonie. Auch der Andrang war zuerst ein sehr mäßiger, denn es meldeten sich in den ersten neun Monaten nur 45, den verschiedensten Ständen angehörende Kolonisten. Mit dem Jahre 1885 begann der eigentliche Aufschwung der Kolonie; in diesem und dem folgenden Jahre hielten sich nicht weniger wie 595 Kolonisten in der Anstalt auf, die ihnen Obdach, Nahrung, Arbeit und Verdienst gewährte. Welchen verschiedenartigen Berufszweigen jene Kolonisten angehörten, geht daraus hervor,

daß 276 von ihnen Handwerker, 105 Arbeiter, 88 Kaufleute, 35 Schreiber, 15 Diener, 11 Ingenieure, 10 Apotheker, 10 Kellner, 8 Künstler, 7 Lehrer, 5 Beamte gewesen waren, 21 aber keine feste Thätigkeit gehabt hatten.

Bei einer so mannigfaltigen Zusammensetzung des Arbeiterpersonals war auch die Wahl der Arbeit eine schwierige, denn zu derselben muß jeder verwendet werden können, ohne erst eine wochenlange Lehrzeit durchmachen zu brauchen, dann muß sie wenigstens so lohnend sein, daß jeder nach einigen Tagen in Accordarbeit seine Kost verdienen kann, ferner muß bei Konkurrenzartikeln darauf gehalten werden, daß man sie nicht unter dem üblichen Marktpreise fortgiebt, um sich nicht dem gerechten Vorwurf auszusetzen, der von seiten der Handwerker der Gefängnis- und Zuchthausarbeit gemacht wird, daß man zu gunsten des Unternehmers oder der Arbeiter das am Orte heimische Handwerk schädige: außerdem muß man darauf sehen, möglichst verschiedene Arbeiten zu betreiben, damit jeder Kolonist eine seinen Fähigkeiten am meisten entsprechende Beschäftigung erhält, und endlich das wichtigste: man kann in Berlin nicht, wie in den meisten anderen zweiundzwanzig, über alle Provinzen zerstreuten Kolonien, Landwirtschaft u. s. w. treiben, sondern ist ganz auf die Industrie beschränkt. Die Berliner Kolonisten sind demnach thätig in der Fabrikation von Flaschenhülften, in Tischlerarbeiten (besonders Kistchen, Brettchen für Spielwarenhandlungen, Präsentierteller, Eckbrettchen, Fußbänke, Wandschränken u. s. w.), in Gärtnerei, Strohslechterei, Peitschenfabrikation, Bürstenfabrikation, schriftlichen Arbeiten und Aussendung der Arbeiter zu Tagelohnarbeiten zc. Natürlich müssen die Kolonisten auch die häuslichen Arbeiten in der Kolonie verrichten, im Comptoir sowohl wie in den Arbeitsräumen, in Küche, Hof und Garten; sie müssen die fertigen Waren abliefern und die nötigen Botengänge machen.

Die vorstehend genannten Arbeiten nun werden in dreifach verschiedener Weise betrieben: erstens auf Rechnung der

Kolonie, zweitens in der Kolonie auf Rechnung eines Tageslohn zahlenden Unternehmers, dem die Arbeitskräfte wie die Räume gestellt werden, während er für Unterrichtung, Aufsicht, Werkzeuge, Beschaffung des Rohmaterials und Absatz der Waren zu sorgen hat, drittens durch die Beschäftigung der Kolonisten außerhalb der Kolonie im Tageslohn. Die erstgenannte Art ist ohne Frage die erstrebenswerteste, da die Kolonie hierbei am besten ihren erziehlichen Einfluß ausüben kann; die zweite ist die bequemste und die dritte die lohnendste; trotzdem will man von den beiden letzten Fällen mehr und mehr absehen, sobald die Vermögensverhältnisse der Kolonie bessere sind. Die Einnahmen derselben setzen sich aus den Beiträgen der etwa 3000 Mitglieder des Vereins für die Berliner Arbeiterkolonie zusammen, aus einmaligen Zuwendungen von Gönnern, aus Kollekten, Gelegenheitsfammlungen und aus dem Ertrag der Arbeiten der Kolonisten. Im Ganzen erwerben sich zwei Drittel der Kolonisten, was sie dem Verein kosten, nämlich täglich 55 Pfennige, und außerdem einen Überschuß von 35 Pfennigen bis zu 3 und 5 Mark die Woche; einzelne haben es auch schon bis zu 8 Mark gebracht, während ein Drittel der Kolonisten ihre Kost nicht verdient. Aufnahme finden, um Überfüllung zu vermeiden, in der Regel nur solche, die einen von einem Vereinsmitgliede ausgefüllten Coupon überbringen; selbstverständlich werden auch Ausnahmen gemacht, falls Platz vorhanden ist und der Notleidende einen günstigen Eindruck erweckt. Die Eintretenden müssen sich verpflichten, einen Monat in der Kolonie zu verbleiben; jedem von ihnen wird ein Conto eröffnet, welches er persönlich stets am Sonnabend nachsehen kann. Erzielt er Überschüsse, so werden ihm dieselben bei seinem Austritt aus der Kolonie bar ausgezahlt, aber auch während er noch anwesend ist, kann er über dieselben frei verfügen, nur nicht zum Ankaufe von Spirituosen, die nie in die Kolonie gelangen dürfen. Hat der Kolonist vier Wochen in der Kolonie gearbeitet, so wird ihm gern ein

Urlaub bewilligt, um sich nach Arbeit umzusehen, selbstverständlich kann er sich auch danach schriftlich bemühen, wie ihm überhaupt bei diesen Bestrebungen die Leitung der Kolonie jeden nur denkbaren Vorschub leistet.

Nachdem wir nun gewissermaßen den theoretischen Teil erschöpft haben, können wir an den praktischen gehen und unter sachverständiger Führung unsere Wanderung durch die Arbeiterkolonie antreten, die sich die Bibelworte zu ihrem Sinnspruch gesetzt hat: „Ringet danach, daß ihr stille seid und das eure schaffet, und arbeitet mit euren eigenen Händen.“ — —

Die Berliner Arbeiterkolonie weist, wie schon erwähnt wurde, mehrere getrennt liegende Gebäude auf, die den verschiedenen Zwecken der Kolonie dienen, und wir wollen gleich hinzufügen, daß uns überall, wohin wir die Schritte lenken, die denkbar größte Sauberkeit und Reinlichkeit auffällt; man merkt stets das Bestreben, daß die ganze Kolonie einen freundlichen, ansprechenden Eindruck erwecken soll. Das geschieht denn auch in hohem Grade, und nicht wenig wird die günstige Stimmung, in die wir uns sofort versetzt fühlen, durch das ruhige, bescheidene Wesen der mit gleichmäßigen Arbeitskleidungen versehenen Kolonisten und durch das liebenswürdigste Entgegenkommen der Hausbeamten verstärkt. Letzteren ist, nach der kürzlich vorgenommen Vergrößerung der Kolonie, fast ausschließlich das Vorderhaus eingeräumt worden, welches außerdem noch die Bibliothek enthält, deren Bücher und Zeitschriften den Kolonisten in ihren Mußestunden zur Verfügung stehen, sowie im Erdgeschoß das geräumige Comptoir, in welchem unter Aufsicht der Buchführung kundige Kolonisten thätig sind.

Hinter dem Vorderhause erstreckt sich der lange, mit schattigen Bäumen bepflanzte und mit lauschigen Ruheplätzen versehene Hof, der den Kolonisten im Sommer zur Erholung dient; ruht die Arbeit, so wandern oder sitzen sie hier in kleinen Gruppen beisammen und erzählen sich gegenseitig ihre

früheren Schicksale, die fast immer einen vielbewegten Verlauf genommen haben. Wie mancher Kolonist ist hier, in diesem stillen Winkel der Weltstadt, erst so recht zur Einsicht seiner verfehlten Existenz gekommen, wie mancher Trotz ist erst hier geschmolzen, wie manche bittere Neue hier erst eingetreten! In vielen Fällen aber nicht zu spät, und von der Kolonie aus spannen sich dann die Fäden wieder hinüber zu einem neuen, nutzbringenden Dasein, und von diesem abgelegenen Platze, der für zahlreiche im Lebenskampfe schiffbrüchig Gewordene sich zum ruhigen Hafen gestaltet hat, kehrte mancher „verlorene Sohn“ reumütig und gebessert in das elterliche Haus zurück. Viel hierzu thut neben der regelmäßigen Arbeit der erziehlche Einfluß der Kolonie, die durchaus nicht „von oben herab“ erfolgende Behandlung der Kolonisten durch die Beamten und ferner der religiöse Geist, der die ganze Kolonie durchweht, aber niemals aufdringlich hervortritt. Eine eigene kleine Kapelle, die, wenn wir den Hof betreten, zur rechten Seite liegt, ist neuerdings für den Gottesdienst eingerichtet und von kunstfertigen Kolonisten mit Malereien und buntfarbigen Glasfenstern versehen worden; auch die Kanzel, die Altardekoration, die Stühle und Bänke stammen aus der Kolonie, ebenso wie die Orgel, welche von einem Kolonisten allein gefertigt wurde. In der Fortsetzung dieses seltsamsten aller Berliner Gotteshäuser, welches als Tanzsaal einstmals recht weltlichen Vergnügungen diente, erhebt sich das neue, stattliche, aus gepreßten Ziegelsteinen errichtete, zweistöckige Wohngebäude der Kolonie, das sich mit seiner Hauptfront am Hofe entlang zieht. Im Kellergeschoß besuchen wir die große Küche, in der wie in der benachbarten Vorratskammer unter praktischer Anleitung ebenfalls weißbeschrzte Kolonisten thätig sind; in der Nähe finden wir den Waschraum, die Desinfektionskammer, in welcher durch siedend heiße Dämpfe die Kleidungen der neu eintretenden Kolonisten von allem, „was da fleucht und krecht“, befreit werden, ferner die Badeanstalt

mit Doucheapparaten und Zellen für Wannenbäder. Steigen wir in das Erdgeschöß hinauf, so öffnen sich vor uns drei Säle, in den beiden ersten werden die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen, während der letzte als Leseraum dient, aber, wie schon sein Harmonium zeigt, auch zu Musikübungen und -aufführungen benutzt wird. Im Gegensatz zu den beiden andern Sälen, die je sechs lange Tische enthalten, weist der dritte eine größere Anzahl kleinerer Tische auf, damit sich die näher befreundeten Kolonisten hier zusammensetzen können. Das erste und das zweite Stockwerk enthält je drei Schlafsäle mit etwa zweihundert eisernen Bettstellen, von denen stets je zwei übereinander stehen; diese Betten sind nummeriert, und an jedem von ihnen ist ein Täfelchen befestigt mit dem Namen des zeitweiligen Inhabers und der Angabe seiner Thätigkeit in der Kolonie. Auf jedem Treppenabsatz liegt noch ein Zimmer für den aufsichtsführenden Beamten; auf dem Boden sind die Kleider- und Wäschekammern, in denen die von den Kolonisten mitgebrachten Sachen, wie Anzüge, Stiefel, Koffer, Kasten u. s. w., aufbewahrt werden. Sämtliche Räumlichkeiten erfreuen sich der besten Ventilation und der neuesten hygieinischen Vorrichtungen; alles ist frisch und sauber und nirgends ist etwas von einem Geizen mit dem vorhandenen Raum zu merken, mit dem äußerst zweckmäßig und sogar freigebig verfahren worden ist.

An der andern Seite des Hofes ziehen sich die meist einstöckigen und schmalen Werkstätten entlang, in denen die Kolonisten unter der Anleitung und Aufsicht von Werkführern arbeiten. Da ist zunächst die Tischlerei mit fünfzig Hobelbänken, die fast stets in Thätigkeit sind, weil der Absatz von Käse-, Eier-, Nudel-, Eichorien-, Chokoladen- und Zuckerkisten ein anhaltend starker ist; daneben werden auch bessere Sachen, Teller, Schränke, Pulte, Tischchen u. s. w., gefertigt, die hauptsächlich bei Bazaren gekauft werden. Einen tüchtigen Aufschwung hat ferner die Besen- und Hülsenfabrikation genommen, und guten Verdienst warf sodann in letzter Zeit

die Anfertigung von Matten und Treppenläufern ab, die aus Stuhlrohrabfall hergestellt werden; unter anderem lieferte die Kolonie die für die Wände eines in Zansibar aufgestellten Krankenhauses der Ostafrikanischen Mission nötigen Matten. Für die Fabrikation von Flaschenhüllen liegen stets Bestellungen vor, nur ist hier der Überschuß ein recht geringer, ebenso wie bisher in der Lütenkleberei, der Korbsflechterei und der Anfertigung von Papierspigen zu Bouquets, Torten zc. Daß selbst die Kunst nicht vernachlässigt wird, geht daraus hervor, daß sich im letzten Jahre zwei Kolonisten mit der Anfertigung von Ölgemälden beschäftigten: „aber“, meinte etwas melancholisch der uns begleitende Hausvater, „wir warten immer noch auf Abnehmer dieser Kunstprodukte unserer Kolonie“. Daß Kolonisten auch als Schuhmacher, Schneider, Gärtner, Maurer u. s. w., allerdings nur im Dienste ihrer Gefährten bezw. der Kolonie, verwandt werden, braucht wohl kaum noch besonders erwähnt zu werden.

Bei der Beschäftigung der neu eintretenden Kolonisten wird, soweit dies geht, auf ihre frühere Berufsausübung Rücksicht genommen; die durch die Verhältnisse beschränkte Arbeitsthätigkeit der Kolonie ermöglicht dies aber leider nur in selteneren Fällen. Gewöhnlich braucht ein Kolonist vierzehn Tage Lehrzeit, ehe ihm die Arbeit leichter von der Hand geht und er sich seinen Unterhalt selbst verdienen kann; aber auch hier kommt es meistens sehr auf Veranlagung und neben gutem Willen, der erfreulicherweise fast immer vorhanden ist, auf die Kräfte an. An letztere darf man, wenigstens in der ersten Zeit, nicht zu große Anforderungen stellen, da die Mehrzahl der Eintretenden infolge von Trunksucht und Bagabundage stark geschwächt ist. Meldet sich ein neuer Ankömmling zum Eintritt in die Kolonie, so wird ihm, falls er angenommen wird, zunächst die strenge Hausordnung der Kolonie vorgelesen und er auf die genaue Einhaltung derselben verpflichtet; Gehorsamkeit, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Enthaltung von spirituoson Getränken werden von jedem

unbedingt verlangt, dem Tabaksgenuß steht nichts entgegen. Die kleinste Auflehnung gegen die Beamten, Erregung von Unfrieden unter den Kolonisten, Einschmuggelung von Spirituosen zc. zieht den sofortigen Ausschluß aus der Kolonie nach sich, ohne daß der davon Betroffene Anspruch auf seinen etwaigen Lohnüberschuß besitzt. Um einen fortwährenden Wechsel zu vermeiden, ist zunächst eine Anwesenheit von vier Wochen in der Kolonie vorgeschrieben; will ein Kolonist nach dieser „Prüfungszeit“ freiwillig austreten, so muß er dies vierundzwanzig Stunden vorher mitteilen. Gewöhnlich aber fühlen sich die Kolonisten so wohl, daß sie längere Zeit in der Kolonie bleiben, zwei, drei, sechs, neun und auch zwölf Monate.

Der Tagesverlauf in der Kolonie ist genau geregelt. Kurz nach 5 Uhr früh ertönt die Glocke vom Hofe her und weckt die Schläfer, die aufstehen, ihre Betten ordnen, sich waschen, dann fertig ankleiden und auf ein erneutes Glockenzeichen in den Werkstätten einstellen. Um 6 Uhr ruft ein abermaliges Glockensignal die Arbeiter in die Speisefäle, woselbst sie das Frühstück — Mehlsuppe nebst einem tüchtigen Stück Brot — einnehmen; kurz darauf wird von dem Geistlichen die durch einen gemeinsamen Gesang eingeleitete und ebenso wieder geschlossene Morgenandacht gehalten, und an diese knüpft sich ein von einem Koloniegehilfen erstatteter kurzer Bericht über den letzten Tag der Kolonie, Zu- und Abgang, Verwendung einzelner Kolonisten für den laufenden Tag u. s. w. Dann gehts wieder an die Arbeit, die, um halb zehn Uhr durch eine kurze Frühstückspause unterbrochen, bis zwölf Uhr mittags dauert; darauf finden sich die Kolonisten in den Speisefälen zum Mittagessen ein. Letzteres besteht aus nahr- und schmackhafter Kost, meist Gemüße und Fleisch nebst Brot, und wird jedem reichlich zugeteilt. Nach einem vom Hausvater gesprochenen kurzen Gebet ist es den Kolonisten ganz überlassen, wie sie die noch übrig bleibende Zeit bis ein Uhr zubringen wollen. Die

einen sitzen rauchend und erzählend zusammen, die anderen gehen im Hofe auf und ab oder halten sich im Garten auf; wieder andere haben sich Bücher aus der Bibliothek geholt und lesen eifrig. Um ein Uhr wird die Arbeit von neuem aufgenommen und, durch eine kurze Vesper um vier Uhr unterbrochen, bis zehn Minuten vor sieben Uhr eifrig fortgesetzt; dann giebt ein Glockenzeichen das Signal zum „Abrüsten“, worauf die Kolonisten die Geräte fortlegen, die Werkstätten in Ordnung bringen u. s. w., und um sieben Uhr wird die Abendmahlzeit — warme Suppe nebst Brot — verzehrt. Nach derselben sind die Kolonisten bis neun Uhr sich selbst überlassen; sodann wird das Tageswerk durch eine Abendandacht geschlossen, und alles geht zur Ruhe. An den Sonnabenden wird nur bis fünf Uhr nachmittags gearbeitet; die beiden Stunden bis sieben werden von den Kolonisten dazu verwendet, ihre Sachen zu reinigen und auszubessern und in dem Warenmagazin der Kolonie ihre kleinen Einkäufe zu besorgen. Am Sonntag ruht die Arbeit gänzlich; diejenigen Kolonisten, welche über bessere Kleidungen verfügen, besuchen den Gottesdienst in einer der näher liegenden Berliner Kirchen, für die übrigen wird derselbe in der Kapelle der Kolonie abgehalten. Nachmittags versammeln sich die Kolonisten nochmals zu einer einstündigen Andacht und bleiben dann auch gleich zum sogenannten Theeabend zusammen, bei dem es Thee mit Biskuit giebt und eine zwanglos heitere Geselligkeit herrscht. An diesen Abenden, an denen auch viel gemeinsam musiziert und gesungen wird, nimmt stets der Missionar sowie der Inspektor mit seiner Familie teil; oft finden sich auch andere Freunde der Kolonie sowie in treuer und dankbarer Anhänglichkeit frühere Kolonisten ein, die jederzeit herzlich willkommen geheißen werden. Harmonisch klingt auf diese Weise der Sonntag aus, und harmonisch ist der ganze Eindruck, den die Kolonie bei jedem Besucher erweckt, zugleich mit dem Wunsche, daß sie regere Unterstützung und Beachtung in weiteren Reisen

der Berliner Bevölkerung finden möchte, als es bisher der Fall ist.

Dann könnte die Arbeiterkolonie eine noch viel umfangreichere segensvolle Thätigkeit entfalten, denn der Andrang ist sehr stark, und nur ein kleiner Bruchteil der Anklopfenden kann Einlaß erhalten. Im letzten Jahre baten 3255 Männer um Aufnahme, von denen nur 526 Unterkunft finden konnten; die übrigen mußten, durch ein Mittagessen gestärkt, weiterwandern. Die Aufgenommenen hatten früher den verschiedenartigsten Berufen angehört; unter ihnen befanden sich, von den Arbeitern und Handwerkern abgesehen, ehemalige Architekten, Beamte, Bildhauer, Buchhändler, Kandidaten der Theologie, Medizin und Philosophie, Chemiker, Juristen, Ingenieure, Kaufleute (allein 73), Lehramtskandidaten, Maler, Landwirte, Lehrer, Rektoren, Pharmaceuten, Photographen, Schauspieler etc. Die erziehlichen Erfolge der Kolonie waren, wie schon erwähnt, bisher sehr günstige, denn, wenige Ausnahmen abgerechnet, kehrte bei den Kolonisten mit der Lust an der Arbeit auch die Selbstachtung, der Wunsch sich zu bessern und die Freude am Dasein zurück. Viele, die nahe dem Abgrund waren, wurden durch die Kolonie gerettet und auf eine neue Lebensbahn geleitet; viele verdanken ihr allein eine gesicherte Stellung und eine zufriedene Existenz; viele, die hier aufgenommen wurden, blieben vor Verbrechen und Zuchtthaus bewahrt! „Weber in Paris noch London finden Sie eine derartige wohlthätige Anstalt“, sagte zu dem Verfasser ein hoher Ministerialbeamter, der zum Studium ähnlicher humaner Einrichtungen von der Regierung nach Frankreich und England geschickt worden war, „und ich wünschte sehr, wir hätten mehrere davon; dann wäre manches besser.“ Möchte dieser Wunsch recht bald in Erfüllung gehen!

*

*

*

Im Asyl für Obdachlose.

„Geehrter Herr! Der Verwaltungsrat des Berliner Asylvereins für Obdachlose hat, den Anregungen vieler Mitglieder folgend, beschlossen, denselben Gelegenheit zu geben, die innere Einrichtung und den Betrieb unserer Anstalten kennen zu lernen. Wir erlauben uns daher, Sie zu bitten, am folgenden Sonntag während der Ausnahmestunden von 7 bis 10 Uhr abends die Aufsicht im Männerasyle, Büschingstraße 4, zu übernehmen und Ihre Wahrnehmungen im ausliegenden Aufsichtsbuche zu vermerken. — Die Einführung von Freunden unserer Bestrebungen ist gestattet. — Der Vorstand des Berliner Asylvereins für Obdachlose.“ — So lautete das Schreiben, welches vor einiger Zeit der Verfasser erhielt, und welches ihn hinausführte aus dem stillen Westen der Stadt nach dem lärmersüßten äußersten Nordosten, vorüber am Tiergarten, durch von regem Sonntagsverkehr belebte Straßen, entlang dem Friedrichshain bis hin zum fernen Landsberger Thor. —

Die Dämmerung ist allmählich hereingebrochen, an den Ecken der Straßen sammeln sich in Reih und Glied wie zur Parade die Laternenanzünder, hinter den rot verhangenen Fenstern der Destillationen leuchten die Lichter auf, in den offenen Thorwegen der Häuser stehen eifrig disputierende Frauen, und von den schmalen, dunklen Höfen her gellen die lauten Kinderstimmen zu uns heran; ihre jugendlichen Besitzer wollen sich gewiß vor dem Schlafengehen noch einmal so recht von Herzen austoben. Wir biegen in eine Querstraße ein — von fern bereits sehen wir eine dichte Menschenmenge in wirrem Durcheinander auf dem Damme sich zusammendrängen, auch die Pickelhauben der Schutzleute blitzen auf. Gewiß ein Unglücksfall, ein Auslauf, vielleicht eine Arbeiterdemonstration; wir fragen nach der Ursache eines

Passanten, der uns in reinstem Berlinisch antwortet: „I det wissen Sie nich? Det sind ja die Asylisten!“ — Die Asylisten, wir sind also an unserem Ziel angelangt, dort das große kahle Haus, vor dessen Thorweg das schlimmste Gedränge ist, ist das „Asyl für Obdachlose“, und all die Hunderte, die sich hier zusammenquetschen, die sich stoßen und schieben, um einen vorderen Platz zu erhalten, sie wollen hinein, sie wollen Aufnahme finden, denn in der weiten großen, glänzenden Millionenstadt Berlin giebt es für sie kein anderes Obdach, da sie nicht einmal die paar Pfenuige haben, um in einer „Kassetteklappe“ Unterschlupf zu suchen.

Das Herz krampft sich uns zusammen beim Anblick dieser großen Schar von Notleidenden und Hilfsbedürftigen, die aus allen Stadtgegenden hierher geströmt sind; jedes Alter ist vertreten, vom fünfzehnjährigen Burschen an bis zum siebzehnjährigen Greise; auch viele starke und kräftige Männer finden wir, es muß doch für sie keine Arbeit, keinen Lohn gegeben haben, denn wahrlich, wohl niemandem unter den Hunderten wird der Gang zum Asyl leicht geworden sein. Nein, sie alle mögen gewiß gestrebt und gerungen haben, einen noch so kargen Verdienst zu erhalten, aber es fiel für sie nichts, auch gar nichts vom Tische des Überflusses und des Erwerbes in der mächtigen Weltstadt ab, und um nur den Schlaf zu finden, den Tröster der Armen und Bedrängten, um nur ein festes Dach über sich, ein Lager unter sich zu haben, mögen sie manchen Stoßseufzer zum Himmel schicken, damit sie nicht hier an der Schwelle des Asyls zurückgewiesen werden, hinausgestoßen in das nächtliche Berlin, ohne zu wissen, wo sie die müden Gliedmaßen ausstrecken können! Und doch, wie viele harren vergeblich der Aufnahme; soeben, um sechs Uhr, werden die Thorflügel geöffnet und die dunkle Menge schiebt und drückt sich herein, der Stärkere will den Schwächeren zurückstoßen, denn das Elend macht schonungslos, und jeder weiß, daß nur die ersten Dreihundert auf ein Quartier rechnen dürfen. Halt, zurück — die Zahl ist

schon überschritten, ach, und wie groß ist der Haufen derjenigen, die nun ihre Hoffnung zerstört sehen, die trotz aller Bitten und trotz alles Flehens wieder hinaus müssen auf die Straße, wieder hinaus in das lärmende Großstadttreiben, in welchem sich niemand um sie kümmert, in welchem niemand mit ihnen Mitleid und Erbarmen hat. Wo sie nun bleiben, diese Hunderte, das mögen die Götter und die Polizei wissen, vielleicht auf der Straße, in den Neubauten, in Parks und Gartenanlagen, unter den freien Viadukten der Stadtbahn und unter Brücken, hinter Zäunen und auf Bänken; es gruselt uns, wenn wir den Gedanken weiter ausspinnen, und wir begreifen nun die große Zahl Personen, die alljährlich in Berlin wegen Obdachlosigkeit zum Polizeigewahrsam gebracht wird.

Während die Zurückgewiesenen das Asyl verlassen, haben sich die „glücklichen“ Dreihundert in dem mit Glas überdachten Hofe in zwei großen Abteilungen fast militärisch aufgestellt. In kurzen Worten werden sie von den Aufsehern instruiert: jeder muß sich die Hände und das Gesicht waschen, wer will, kann ein warmes Bad nehmen. Namentlich die letztere Vergünstigung ist für viele eine seltene Wohlthat, und sie hat noch eine zweite zur Folge, denn während des Badens werden die Kleidungsstücke des Betreffenden in einem überaus praktischen Ofen getrocknet und desinfiziert, so daß alles „lebende Wesen“ in ihnen vernichtet wird. Nachdem das Waschen resp. Baden vorüber ist, gehen die Asylisten am Fenster des Hausvaters vorüber; sie geben ihm nur ihr Alter an und wie oft sie schon im Asyl waren; mehr wie dreimal im Monat ist es nicht gestattet, da das Asyl nicht etwa den Arbeits scheuen als Unterschlupf dienen soll. Angaben über die Person, über Beschäftigung und Vorhaben, über verbüßte oder nach zu verbüßende Strafen sind im Gegensatz zu dem städtischen Asyl nicht nötig, da dieses Asyl mit der Polizei nichts zu schaffen hat; dieselbe darf nicht die Schwelle übertreten, sie hat von der Aufnahme bis zur Ent-

lassung keine Macht über die Asylisten. Nur unter dieser Bedingung besteht das Asyl, welches seinem Namen und seiner Bestimmung in jeder Weise Ehre machen will, und es würde sogleich seine Pforten schließen, wenn sich die Polizei in seine internen Angelegenheiten mischte. Haben die Asylisten dem Hausvater ihr Alter angesagt, so werden sie einem von den drei Sälen zugewiesen; vorher erhalten sie an der Küche einen dampfenden Napf Milchsuppe und ein tüchtiges Stück Brot. Welch eine Erquickung für die Mehrzahl, die den Tag über vielleicht noch nicht einen Bissen genossen! Wie gierig greifen oft die Hände zu, wie freudig leuchten die Augen, wie manche finsternen und drohenden Mienen erhellen sich da! Hier an der Treppenhofe, dicht bei der Küche, hat man die beste Gelegenheit, den Zug der Obdachlosen an sich vorbei passieren zu lassen: barmherziger Himmel, welch eine schlimme Musterung! Wie zerrissen und zerlumpt ist zumeist die Kleidung, welch Elend und welche Sorgen sind in den Gesichtern ausgeprägt, wie hinfällig und erbarmungswürdig sind diese Gestalten! So manchem mag es an der Wiege gesungen worden sein, daß ihn die Wellen der Großstadt emporheben zu Glück und Reichthum, und sie schleuderten ihn hierher, ohne Dach und Fach, so mancher mag ehrlich gerungen und geschafft haben, doch er hatte, wie es im Volksliede heißt, „weder Glück noch Stern!“

Folgen wir nun den Asylisten. Überall fällt uns die größte Sauberkeit auf, auf den Treppen sowohl wie in den Sälen; die drei letzteren liegen übereinander, der im ersten Stockwerke beherbergt die alten, der im zweiten die in mittleren Jahren stehenden, und der im dritten die jungen Leute. Die Säle sind gut geheizt und hell erleuchtet, die eisernen Bettstellen sind mit elastischem Drahtgeflecht sowie mit einer Drillischdecke als Unterlage und einer zweiten zum Zudecken versehen. Für frisches Trinkwasser ist überall gesorgt, desgleichen für das nöthige Material zum Ausbessern der Kleidungsstücke und Stiefel. Bis um zehn Uhr dürfen sich

die Leute unterhalten und beschäftigen, dann müssen sie ihr Lager auffuchen, aber gewöhnlich geschieht dies schon vor der festgesetzten Zeit, denn ein jeder ist froh, in einem gewärmten, gut ventilirten Raume sein mildes Haupt niederlegen zu können.

Wer aus den menschlichen Mienen die Irrwege des Lebens lesen will, der findet in diesen Sälen ein lebendes, vielblättriges Buch. Wie mag jener junge Mann mit den feinen bleichen Gesichtszügen, dem dunklen, noch immer sorgsam gepflegten Haar und der peinlich sauberen Wäsche hierher gekommen sein? Den Schlaf scheint er nicht zu finden — er hört unsere Schritte, blickt uns an und bemerkt, daß wir nicht zur Zunft der Unglücklichen gehören — von Scham überwältigt, um nicht erkannt zu werden, verbirgt er sein Gesicht in beide Arme, und wir sehen sie nicht, aber wir fühlen brennend heiß seine Thränen. — Dort, ein anderer, wälzt sich in unruhigem Schlaf; es ist ein Mann in den dreißiger Jahren, mit trotzigem, fesselndem Antlitz, dem Arbeit und Unwetter einen entschlossenen Charakter aufgedrückt, die buschigen Augenbrauen stehen fast zusammen, der Bart mag lange nicht von der Schere berührt worden sein; die Träume dieses Asylisten sind sicherlich wilde, ihn jedoch begeisternde — er liegt auf dem Rücken, die Arme weit ausgestreckt und die Fäuste geballt, das eine Bein aufgestemmt, mit dem anderen das Lager seines Nachbarn streifend, seine Lippen murmeln unverständliche Worte: vielleicht sieht er sich auf der Barrikade, im Kampfe gegen die Besitzenden, Reichen, und feuert seine Kameraden zum Widerstand, zum Angriff an, hoffend und sehnennd, daß das Evangelium der Armen in Erfüllung gehe! — Ein Dritter — es ist ein Mann mit weißem Haar und Bart, obwohl sein Körper und sein Gesicht noch nicht den Schnee des Alters rechtfertigen — sitzt auf der Kante seines Bettes und schreibt unaufhörlich Zahlen auf Zahlen in ein kleines, abgegriffenes Notizbuch, er lächelt uns einen Augenblick freundlich an, dann kehrt er sofort wieder zu seiner Beschäftigung zurück — unser Begleiter giebt

uns die Erklärung; ein Decennium ist vergangen, da saß derselbe Mann in dem behaglichsten Heim der Residenz, unfern des Tiergartens gelegen. Die Ampel brannte, im Kamin knisterte das Feuer und warf seinen rötlichen Schein auf die schweren Portieren, auf die leuchtenden Luxusgegenstände und den marmornen geflügelten Hermes — den Gott dieses Hauses. Aber von all dem sah der Mann nichts: verschiedene Blätter lagen vor ihm, bedeckt mit vielgliedrigen Zahlen, und immer von neuem rechnete er und immer hastiger summierte und subtrahierte er, doch das Resultat wurde kein anderes, und mit gebrochener, dumpfer Stimme bestätigte er es endlich: „Verloren, alles verloren!“ — Er, der bisherige Chef eines Bankhauses, mußte eine Stellung als Kassierer annehmen, seine Frau und sein Kind starben, er mußte seinen Posten verlassen, vernichtet, verzweifelt kam er mehr und mehr herab, Vertrauen und Hoffnung hatte er verloren, der Branntwein that das Seinige: — und heute im Asyl für Obdachlose!

Genug, genug von diesen menschlichen Tragödien! —

Früh morgens um 6 Uhr stehen die Asylisten auf, sie können den Arbeitsnachweis prüfen, müssen sich wiederum waschen, erhalten einen Napf mit heißem Kaffee nebst Brötchen und werden in einzelnen Trupps entlassen; aus dem Asyl aber nehmen sie das Gefühl mit sich, daß sie noch zu den Menschen gezählt werden, daß sie noch nicht ganz gefallen sind und es für sie in Berlin einen Ort giebt, in welchem sie ihr mildes Haupt zur Ruhe niederlegen können! —

Weniger erschütternd ist ein Besuch des in der Füsiliersstraße gelegenen Frauenasyls. Es ist merkwürdig, daß das „schwächere Geschlecht“ das Unglück und Elend leichter erträgt, als das sogenannte „starke“; die Frauen schließen sich auch, wenn ihnen die Sonne eines freundlichen Daseins nicht scheint, leichter aneinander an, wie die Männer, und im gegenseitigen Austausch ihres Kammers entlasten sie ihr Herz. Eine Illustration hierzu erhalten wir bei einem Gang durch

die Räumlichkeiten des Frauenasyls. Auch hier finden wir, nebenbei bemerkt, die denkbar größte Sauberkeit, warme Bäder, gute Ventilation und ein gefälliges Entgegenkommen der Hausmutter und ihrer Untergebenen. In den Sälen herrscht Ruhe und Ordnung; die Asylistinnen sitzen in kleineren Gruppen plaudernd beisammen und flicken sich ihre Kleider und sonstigen Sachen. Wohl trifft man auch hier gramdurchfurchte, sorgenschwere Mienen, aber doch nur in der Minderheit, am wenigsten unter den jungen Mädchen, die in einem besonderen Saal nächtigen. Diese Einrichtung ist deshalb getroffen worden, weil sich früher einige Kuppelrinnen in das Asyl unter ärmlicher Maske geschlichen und einen Versuch gemacht hatten, „weißen Sklavenhandel“ nach Hamburg und überseeischen Ländern zu betreiben. Im Zuchthause und Gefängnisse hatten sie später hinreichend Zeit, über diesen mißglückten Export nachzudenken. — — —

Die Geschichte des Asyls für Obdachlose bildet ein wichtiges und interessantes Blatt in der Chronik Berlins. Im Herbst 1868 führten die immer häufiger wiederkehrenden Fälle von Obdachlosigkeit und deren Folgen zu mannigfachen Debatten in den Sitzungen des Friedrichwerderschen Bezirksvereins, die endlich den Beschluß zeitigten, daß eine Kommission den Plan zu einem Asyle, ähnlich den bereits in London, New York und Hamburg existierenden Anstalten, fassen und beraten sollte. Die städtischen und königlichen Behörden betrachteten wohlwollend diesen bedeutungsreichen Versuch der organisierten Privathilfe. Um Erfahrungen zu sammeln und weil die materiellen Mittel nur geringe waren, wurde beschloffen, zunächst ein Frauenasyl zu gründen, welches am 3. Januar 1869 in den Räumen des Artilleriewerkstattgebäudes in der Neuen Wilhelmsstraße mit 60 Betten eröffnet werden konnte. In der ersten Nacht suchte nur ein achtzehnjähriges Dienstmädchen das Asyl auf, aber alsbald wurde es so zahlreich besucht, daß die Zahl der Betten auf 163 vermehrt werden mußte. Da demnach das Bedürfnis sehr stark war, beschloß

man, energisch an die Errichtung eines Männers Asyls zu gehen, und die Agitation für dasselbe war von gutem Erfolg begleitet, denn der kleine „Asylverein für Obdachlose“ hatte im ersten Jahr eine rein pekuniäre Einnahme von 70 000 Mark, zu denen sich im zweiten Jahre die reichen Erträgnisse eines Wohlthätigkeitsbazzars gesellten. Schaffensfreudig konnte nun weiter an die Erreichung der gesteckten Ziele gegangen werden. Für das Frauenasyl, welches schon im ersten Jahre 12 788 Frauen, Mädchen und Kindern Obdach gewährt hatte, wurde in der Füsilierstraße ein eigenes Grundstück erworben und dort ein praktisch eingerichtetes Asyl erbaut. Das bisherige Frauenasyl wurde zu einem für Männer umgestaltet und am 29. Dezember 1870 eröffnet; welche eine Lücke es ausfüllte, bewies sein ungeheurer starker Besuch, denn in den ersten drei Monaten wurde es von über 12 000 Personen besucht. Der bevorstehende Abbruch der Artilleriewerkstatt nötigte den Verein zur Errichtung eines eigenen Männers Asyls, neu angestellte Geldsammlungen ermöglichten den Ankauf eines Grundstückes in der Büschingstraße, und das auf demselben erbaute neue stattliche Haus konnte am 30. März 1873 eingeweiht werden. Von Jahr zu Jahr wurden nun die Aufgaben des Vereins größer, und in seinem gelegentlich der Hygiene-Ausstellung 1882 erschienenen Generalbericht konnte der Vorstand mit Stolz sagen: „Während der 13 Jahre seines Bestehens hat der Verein nicht weniger als 1 850 800 d. h. im Jahresdurchschnitt 83 523 Menschen in seinen Räumen beherbergt. Anstatt des einen Mädchens, das in der Nacht vom 3. Januar 1869 die Gastfreundschaft des Asyls in Anspruch nahm, nimmt es jetzt durchschnittlich per Nacht 345 Individuen auf. Allen jenen Unglücklichen hat er ein warmes, reinliches Obdach, ein ruhiges Lager, eine Abendsuppe und einen Morgenkaffee, vielen derselben warme, reinigende Bäder verabfolgt.“ Und weiter fährt der Bericht fort: „Unter den Zuständen, welche die Arbeitsfähigkeit sowohl in sittlicher als physischer Beziehung am schwer-

sten schädigen, steht unzweifelhaft die Obdachlosigkeit obenan. In den großen Städten, den Industriecorten, geraten alljährlich Tausende aus den verschiedensten Ursachen in diese Lage. In Berlin existierten bis zur Gründung des Asylvereins nur dreierlei Arten des Unterkommens für Obdachlose: der Polizeigewahrsam, die Abteilung des städtischen Arbeitshauses für Obdachlose und die „Pennen“, d. h. die Schläferherbergen niedrigsten Ranges. Die ersten beiden Institute betrachten diese Notlage vom kriminalistischen und Sicherheitsstandpunkte aus, müssen daher die Persönlichkeit ihrer Insassen feststellen und haben weder Zeit noch Raum genug, um ihre Fürsorge auf irgend etwas anderes zu erstrecken, als die bloße Unterbringung der betreffenden Individuen in einem geschlossenen Raum, wobei das Selbstbewußtsein derselben gekränkt wird und sie auch in den Augen des Publikums eine Einbuße an ihrer Ehre erleiden. Die Pennen, in welche diejenigen Obdachlosen flüchten, die noch ein paar Pfennige in der Tasche haben, sind aber im höchsten Grade ungesunde, schmutzige, nicht ventilierbare, überfüllte Logis, in denen bisher völlig fremde Personen zusammengedrängt schlafen und welche die schlimmsten Herde für Epidemien abgeben. Die Inhaber der Pennen betrachten die Obdachlosigkeit lediglich vom Geschäftsstandpunkt aus und suchen aus ihren Schlafplätzen den möglichsten Gewinn zu ziehen. Dem gegenüber stellte sich der Asylverein auf den Standpunkt der Hilfsbedürftigkeit. Alle diejenigen, welche im wirren Getriebe der Weltstadt aus irgend welcher Ursache der Obdachlosigkeit ausgesetzt sind, will er, so weit seine Mittel es zulassen, aufnehmen, ohne nach ihrem Namen zu fragen oder nach den Ursachen ihrer Obdachlosigkeit zu forschen. Dieselbe Person darf fünfmal in demselben Monat im Frauenasyle, dreimal im Männerasyle wiederkommen, um die Gastfreundschaft des Hauses zu genießen. Sie soll der anonyme Gast eines anonymen Gastgebers sein. Daß diese Auffassung der Sache berechtigt ist, beweist der Erfolg

und die Stellung, die sich der Asylverein unter den Wohlthätigkeitsanstalten Berlins erworben hat. Er ist eine geachtete und allgemein bekannte Institution, die ihrem Zweck entspricht, und nicht, wie manche früher befürchtet, zum Schlupfwinkel des Verbrechens geworden. Er hat vielen armen und unglücklichen Berlinern in ihrer äußersten Not eine gesunde Zufluchtsstätte geboten; er hat zahllosen Arbeitern und Arbeiterinnen, männlichen und weiblichen Diensthboten und sonst aus der Fremde mittellos Hergekommenen eine provisorische Heimstätte bereitet, bis sie Beschäftigung gefunden; sie vor dem Gift sittlicher und physischer Ansteckung bewahrt; ihnen über die Verlockungen zum Trunk, zur Prostitution, zum Diebstahl oder anderen Versuchungen hinweggeholfen und ihnen den festen Punkt gegeben, von welchem aus sie selbstständig für sich sorgen können.“ Wer unterschreibe nicht mit Freuden diese mildthätigen, von Nächstenliebe durchwehten Worte!

Der kürzlich veröffentlichte zweiundzwanzigste, das abgelaufene Jahr behandelnde Vereinsbericht gewährt uns einen näheren Einblick in die Wirksamkeit des Vereins. 1891 fanden insgesamt 127083 Personen und zwar 109092 Männer und 17991 Frauen, Mädchen und Kinder in beiden Asylen Aufnahme; das Männerasyl (mit jetzt 300 Betten) wurde täglich von durchschnittlich 298 und das Frauenasyl von 49 Personen besucht. Im Männerasyl wurden 36319 und im Frauenasyl 1404 Bäder verabreicht. Seit Eröffnung der ersten Anstalt haben nunmehr 2 336 797 Asylisten Obdach gefunden!

Bürger Sinn und Bürgerwohlstand haben die beiden Asyle gegründet und bisher unterhalten, möchte sich ihnen das Interesse immer weiterer Kreise zuwenden, damit diese segensreichen Anstalten, die so vieles und so großes Elend in Berlin mildern helfen und deren geplante Vergrößerung dringend notwendig ist, auch ferner in umfassender Weise ihren schönen Beruf erfüllen: eine Heimstätte für die Bedrängten und Bedrückten der Weltstadt zu sein!

11.

Antwort.

Die wachsende Zunahme der Verbrechen und Vergehen nicht nur in Berlin, sondern auch im ganzen deutschen Reiche¹⁾ giebt zu vielen Besorgnissen Veranlassung und läßt

¹⁾ Nach den zuletzt veröffentlichten Ergebnissen der deutschen Kriminalstatistik betrug die Zahl der wegen Verbrechen und Vergehen bestraften Personen im Jahre 1889 369 644 gegen 350 666 im Jahre 1888, 356 357 im Jahre 1887, 353 000 im Jahre 1886, 343 078 im Jahre 1885, 345 977 im Jahre 1884, 320 128 im Jahre 1883 und 329 968 im Jahre 1882. Hiernach hat im Vergleich zum Vorjahre eine Zunahme um 18 978 Personen oder 5,4 % stattgefunden. An dieser Zunahme sind alle einzelnen großen Gruppen von Straftthaten beteiligt; es ist nämlich die Zahl der Verbrechen und Vergehen gegen Staat, öffentliche Ordnung und Religion von 61 806 auf 62 815, die der Verbrechen und Vergehen gegen die Person von 134 670 auf 139 639, die der Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen von 152 652 auf 165 623 und die Verbrechen und Vergehen im Amte von 1538 auf 1567 gestiegen. Prozentual zeigen die Delikte gegen den Staat u. s. w. eine Zunahme um 1,6 %, die im Amte eine Zunahme um 1,9 %, die gegen die Person eine solche um 3,7 % und die gegen das Vermögen eine solche um 8,5 %. Die Vergehen und Verbrechen gegen die Person hatten in den Vorjahren von 1882 bis 1887 eine allmähliche Steigerung von 107 398 auf 137 745 durchgemacht und waren zum erstenmale im Jahre 1888 etwas gesunken. Die Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen waren dagegen von 1882 bis 1888 stetig zurückgegangen, und zwar von 169 334 über 164 590, 162 898, 157 275, 156 930 und 154 745 auf 152 652; die jetzige plötzliche Steigerung auf 165 623 nähert diese Deliktsgruppe wieder den Jahren 1882 und 1883.

Leider hat auch die Zahl der jugendlichen Verbrecher wieder eine große Steigerung erfahren, welche die der erwachsenen Verbrecher beträchtlich übertrifft. Das Wachstum der Straftthaten der letzteren beträgt für den Zeitraum von 1882 bis 1889 12 %, die Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen 19³/₄ %. Die in der Kriminalstatistik mitgetheilten Zahlen gewähren folgendes Bild: Für das Jahr 1882 sind 30 719, für 1889 hingegen 36 790 Verurtheilte im Alter von 12 bis

mancherlei Reformen wünschenswert erscheinen, um dieser fortschreitenden Vergrößerung der unten angegebenen Zahlen Einhalt zu thun. Besonders betrübend wirkt die Zunahme der jugendlichen Verbrecher, und hier dürfte zunächst ein Hebel einzusetzen sein, um den verbrecherischen Neigungen der Jugend energisch entgegenzutreten, sei es durch strengere Überwachung seitens der Schulbehörden auch in den Ruhestunden ihrer Zöglinge, sei es durch Vermehrung der Besserungsanstalten oder eine Umänderung der betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuches. Letzterer Weg wird von vielen Seiten besonders eindringlich vorgeschlagen, unter anderen auch von der Gruppe „Deutsches Reich“ der internationalen kriminalistischen Vereinigung, welche meint, daß zur Bekämpfung der verbrecherischen Neigungen der Jugend die Kriminalstrafe bis zur Altersgrenze von 16 Jahren das am wenigsten geeignete Mittel ist und bis dahin vollständig ausgeschlossen sein sollte, weil es dem jugendlichen Alter viel weniger an Einsicht in die Strafbarkeit des verbrecherischen Thuns, als vielmehr an der Festigkeit des Willens und der moralischen Widerstandskraft fehlt, die erforderlich sind, um verbrecherischen Reizen und der Verleitung zum Bösen zu widerstehen. Statt der Strafe der Erwachsenen will man mehr auf den Charakter einwirken und die vernachlässigte Erziehung verbessern, soweit dies noch möglich ist. Die letzt-

unter 18 Jahren nachgewiesen. Das ergibt eine Vermehrung um 6071 und speziell gegenüber dem Jahre 1888 um 3721 Personen. Eine rückläufige Bewegung ist in keinem der vorhergehenden Jahre eingetreten. Die jüngste Altersklasse von 12 bis unter 15 Jahren ist von 10 544 (1888) auf 13 300 (1889), die nächstfolgende von 15 bis unter 18 Jahren von 19 422 (1888) auf 23 490 (1889) gestiegen. Unter den verschiedenen Deliktsarten sind die Jugendlichen am stärksten beteiligt: an den Sittlichkeitsverbrechen (12,8 % aller Verurteilten dieser Kategorie), am einfachen Diebstahl (21 %), am schweren Diebstahl (28 %), an der Sachbeschädigung (15 %), an der Brandstiftung (32 %). Unter den 36 790 verurteilten Jugendlichen des Jahres 1889 befinden sich 5590 = 15 % Vorbestrafte, darunter etwa 2100, welche bereits mehrfach vorbestraft waren.

jährigen Kommissionsvorschläge jener genannten Vereinigung empfehlen, den Beginn der Strafmiindigkeit auf das sechzehnte Lebensjahr hinaufzurücken und nicht bloß Begehung einer strafbaren Handlung, sondern auch im Falle bereits vorhandener oder zu besürchtender sittlicher Verwahrlosung eines Kindes staatlich überwachte Erziehung eintreten zu lassen. Ferner soll der Richter ermächtigt werden, gegen Personen, welche bei Begehung der strafbaren Handlung das sechzehnte, aber nicht das zwanzigste Lebensjahr vollendet haben, entweder auf Strafe oder auf staatlich überwachte Erziehung zu erkennen. Diese soll entweder eine von Obrigkeitswegen beordnete und beaufsichtigte Erziehung in der eigenen oder in einer geeigneten fremden Familie oder Unterbringung in einer staatlichen oder unter staatlicher Aufsicht stehenden Erziehungsanstalt sein. Zwecks Bestimmung über die Art und die Ausführung der staatlichen überwachten Erziehung wird in den Kommissionsvorschlägen die bezirksweise Einrichtung von Erziehungsämtern empfohlen, die aus einem Vertreter der Staatsregierung, je einem Vertreter der beiden christlichen Kirchen, einem Vertreter des Provinzial- oder Kommunalverbandes und einem Vertreter der oberen Schulbehörde gebildet werden. Diesen Grundzügen schließen sich eine lange Reihe von Vorschlägen über die Regelung des Vollzugs der Freiheitsstrafe gegen Jugendliche, über die Kosten der staatlich überwachten Erziehung sowie über die für die Ausführung der letzteren maßgebenden Grundsätze an.

Neben diesen erhofften gesetzlichen Maßregeln dürfte es sich zunächst empfehlen, mehr wie bisher eine Trennung der Verhafteten nach Altersgrenzen wie namentlich nach den Strafvergehen, deren sie schuldig, einzuführen. Ein sechzehnjähriges Mädchen kann sittlich schon völlig verwahrlost und verdorben sein, man sperrt sie mit ihren Altersgenossinnen zusammen, die wegen anderer Vergehen verhaftet wurden, und man weiß, wie gern eine Gefallene die übrigen auf

ihren Pfad zu locken sucht. Ähnlich verhält es sich mit den Knaben, bei denen die Freiheitsstrafe nicht erziehend, sondern häufig schädlich wirkt, indem sie mit älteren Sträflingen zusammen kommen, von denen sie zu weiteren Verbrechen ermutigt und in dem Begehen derselben unterrichtet werden; es wäre zu erwägen, ob nicht statt der Freiheitsstrafe eine Zwangserziehung in einer staatlich überwachten Erziehungsanstalt resp. in einer zu gründenden jugendlichen Arbeiterkolonie auf dem Lande vorteilhafter wäre oder die unten näher berührte Erziehungsmethode nach Pariser Muster.

Wie schon erwähnt, könnte mehr wie bisher die Schule eingreifen, ihr öffnet sich hier, außerhalb der Lehrstuben, ein schwieriges, aber auch dankbares Gebiet. Leider erhält die Schule, hauptsächlich in Berlin, oft schon ein verdorbenes oder angestecktes Material, da bei den engen Berliner Räumlichkeitsverhältnissen und schlimmen Sittenzuständen die Kinder häufig Zeugen von Szenen sind, vor denen der Erwachsene zurückschaudert, und ihr jugendliches Gemüt bereits hierdurch wie durch die Reden, welche sie mitanhören, vergiftet wird. Die Kinder bestimmter Volksklassen von früh an ihren Umgebungen soviel wie möglich fern zu halten, wäre die nächste Aufgabe der Schule, und wir möchten hier auf die Pariser Mütterlichkeitschulen hinweisen, in denen die Kinder der Armen während des Tages Aufnahme erhalten und in ihren Spielen u. von Lehrerinnen bewacht werden. Schon die zweijährigen Kleinen finden hier liebevolle Unterkunft, und indem sie heranwachsen, bringt man ihnen allenthalben nötige und nützliche Kenntnisse bei und bereitet sie langsam für den kommenden Schulunterricht vor. Derartige Mütterlichkeitschulen giebt es gegenwärtig in Paris 130 mit 24 000 Kleinen, die von 125 Vorsteherinnen und 310 Lehrerinnen beaufsichtigt werden.¹⁾

¹⁾ S. Näheres: Linoenberg, „Aus dem Paris der dritten Republik“ („Reclams Universal-Bibliothek,“ 2943). Seite 14 u. ff. Ebendasselbst über die Einrichtungen der Pariser Polizei S. 20 u. ff.

Eine zweite Pariser Einrichtung möchten wir hier noch empfehlend hervorheben und zwar die Unterbringung verwahrloster Kinder, bald zehn, bald zwanzig, bei einem energischen und geschickten Handwerker, dessen Handwerk die Knaben durch drei oder vier Jahre erlernen, während welcher Zeit sie bei ihm — der natürlich dafür eine gewisse staatliche oder private Vergütung erhält — wohnen und von ihm auf das genaueste überwacht werden. Diese Erziehungsmethode, die nicht nach der Schablone der Korrektionsanstalten erfolgt, hat teilweise sehr günstige Erfolge gehabt; der Schreiber dieses hat verschiedene jener privaten „Erziehungslehreanstalten“ in Paris besucht und hörte von den betreffenden Meistern durchschnittlich günstige Urtheile über ihre Zöglinge wie über die, welche bei ihnen in dieser „Zwangslehre“ gewesen und später als Gefellen anderweitig Arbeit gefunden haben.

Über das seit Jahresfrist in Frankreich eingeführte Gesetz Bérenger läßt sich auf seine praktischen Erfolge hin noch kein Urtheil fällen, da bei der Kürze der Zeit noch keinerlei statistisches Material vorliegt; das Gesetz verhängt bekanntlich wohl eine Strafe bei gewissen Vergehen zc., aber diese Strafe tritt bei denen, die zum erstenmale vom Wege des Rechts abgewichen sind, vorläufig nicht in Kraft; wie ein Damoklesschwert hängt sie über ihren Häuptern, verjährt aber nach einer bestimmten Frist und wird auch nicht in den Personalpapieren geführt. Begeht der Betreffende aber eine zweite Strafthat, so muß er für diese wie für die erste büßen, die ganze Schwere der Justiz fühlend, die ihm Zeit zur Besserung gelassen nach dem Grundsatz, daß jeder Mensch einmal in Versuchung kommen und straucheln kann und daß man ihn deshalb nicht sofort für immer brandmarken soll, ihm dadurch die Umkehr erschwerend und oft sogar unmöglich machend. Das Gesetz hat ohne Frage einen guten Kern und man darf gespannt sein, wie es sich in der Wirklichkeit bewähren wird.

Wie in anderer socialer Hinsicht, steht auch bei der Bekämpfung des Verbrechenertums in Berlin (wie in den übrigen

Großstädten) die gründliche Lösung der Wohnungsfrage in erster Linie. Wir haben in dem vorangegangenen achten Abschnitt des Näheren auf die Übelstände des Berliner Schlafstellenwesens hingewiesen; ganz wird dasselbe nie verschwinden, aber es könnte erheblich beschränkt werden, wenn man, zumal der arbeitenden Bevölkerung, eine billigere und bessere Unterkunft bietet in Bethätigung des ernstesten Wortes, daß „die Wohnung einer der wichtigsten Faktoren der socialen Wohlfahrt, der Zufriedenheit und Ruhe des Volkes ist“. In wie tiefgehender Weise, das ersehen wir aus dem Abuschen Werke: „Die öffentliche Gesundheitspflege in Berlin“, dessen Berichte aus dem Anfang der 70er Jahre stammen, in welcher die Wohnungsnot in Berlin ihren höchsten Punkt erreicht hatte und in Folge des Schlafstellensystems die Wohnungen der ärmeren Familien durch Überfüllung, Unsauberkeit und Mangel an Ventilation wahre Pesthöhlen und Brutstätten für Krankheiten allerlei Art geworden waren. Beispielsweise lieferte innerhalb des 61. Medizinalbezirks ein Haus in der Müllerstraße von 153 Flecktyphuskranken allein 150; aus einem Hause der Gitschinerstraße kamen von den 675 armen Kranken des 18. Medizinalbezirks allein 177, also 30,8 Prozent aller Kranken, und zwar gehörten 22 Prozent der Erkrankungen zu den epidemischen; alle 6 im Bezirke unter den Armen vorgekommenen Cholerafälle entstammten diesem Hause, ebenso 46 Prozent aller Ruhr- und 80 Prozent aller Diphtheritisfälle. Ein anderer Häuserkomplex desselben Eigentümers in der Johannerstraße, in welchem über tausend Menschen hausten, lieferte 53 Prozent aller in vier Monaten im 13. Medizinalbezirk behandelten Kranken. Es war dieselbe Zeit, wo viele Familien überhaupt kein Obdach finden konnten und auf den Feldern um Berlin in Hütten und Zelten, auch unter freiem Himmel, eine Art Nomadenleben führten.

Seitdem ist in verschiedener Hinsicht Vieles besser geworden, aber — mehr bleibt noch zu thun. Es ist hier nicht

der Ort, diese Frage eingehender zu behandeln, wir können nur auf sie hinweisen und ihre Wichtigkeit von dem Standpunkte unseres Themas aus betonen.

Desgleichen würde es uns zu weit führen, uns hier mit den Mängeln des Strafgesetzbuches zu beschäftigen; es wird von so vielen Seiten und in so dringender Weise eine Reform desselben verlangt, daß man voraussichtlich in absehbarer Frist diesen Forderungen Folge leisten wird. Wenn einerseits bestimmte Strafen, speciell bei Rückfälligkeit — wir denken hier an das Stehlen einiger Stücke Holz, einiger Kohlen, der nötigsten Lebensmittel &c. — zu hoch bemessen sind und ferner gewisse Übertretungen des dehnbaren Unfugparagraphen zu häufige gerichtliche Verfolgung finden, wodurch in weiteren Bevölkerungsklassen das Gefühl einer Chicaniererei seitens der Polizei und Gerichte erweckt wird, so werden andere Vergehen zu niedrig geahndet, und es ist der vielverbreitete Wunsch, daß man für gewisse Kategorien von Übelthätern, namentlich für die Zuhälter, die Messerhelden, die anderen Rowdies aller Art, die Prügelstrafe wieder einführt neben einem gehörigen Pensum anstrengender Arbeit. Wie die Zeitbemessung der Strafen haben auch die Gefängnisse und Zuchthäuser für viele Verbrecher ihren Schrecken verloren; es wäre einer Probe zu unterziehen, ob nicht doch eine Verschärfung der Strafe eintreten könnte durch Fastentage &c. Mehrfach ist neuerdings auch das Verbannungssystem in gründlichere Erwägung gezogen worden, und unsere Kolonien bieten wahrlich genug Plätze dazu dar; man hat, unserer Ansicht nach mit Recht, vorgeschlagen, daß diese Verbannung nicht als direkte Strafe verhängt wird, sondern daß wiederholt rückfällig gewordene Verbrecher nach der Verbüßung ihrer Gefängnis- resp. Zuchthausstrafe auf eine Reihe von Jahren aus der Heimat verbannt werden, daß man also jenseits des Meeres Niederlassungen entlassener Strafgefangenen unter staatlicher Aufsicht gründet.

Die Fürsorge der aus den Gefängnissen und Zuchthäusern

Entlassenen bildet überhaupt einen der wichtigsten Punkte in der Bekämpfung des Verbrechenertums; ohne sittlichen Halt, ohne Mittel steht der Bestrafte meistens da, selbst wenn er arbeiten will, findet er verschlossene Thüren, und oft wird er durch die schlimmste Noth wie durch die seelische Verbitterung geradezu gedrängt zu einem neuen Verbrechen. Es wäre dringend zu wünschen, daß private Kreise mehr wie bisher dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, vielleicht nach dem Muster des bereits seit sechzig und mehr Jahren in Berlin bestehenden „Vereins für Besserung der Strafgefangenen“, dessen Hauptzwecke in nachstehenden Paragraphen seines Statuts niedergelegt sind: zunächst den Behörden zur Kenntniß und Entfernung alles dessen behilflich zu sein, was in der Einrichtung und Verwaltung der Straf- und Korrektionsanstalten der sittlichen und körperlichen Besserung ihrer Bewohner hinderlich ist, — dann für die Besserung der Gefangenen unmittelbar zu wirken durch religiösen Unterricht und Erbauung unter Berücksichtigung der Verschiedenheit ihrer Konfessionen, durch Verteilung geeigneter Schriften, durch Unterricht in den Elementarkenntnissen und durch Beschaffung von Arbeiten, deren Erlernung den Gefangenen nach der Entlassung ihr Fortkommen sichern könnte — und drittens dafür zu sorgen, daß die entlassenen Sträflinge nicht durch Hilflosigkeit wieder zu Verbrechen verleitet, sondern möglichst auf dem Wege der Besserung erhalten werden.

Der Verein, der leider nur über begrenzte Mittel verfügt, entfaltet fortgesetzt eine äußerst segensreiche Thätigkeit, indem er durchschnittlich jährlich von etwa dreitausend entlassenen Strafgefangenen, die sich an ihn wenden, zwei Drittel in geeigneten Stellungen unterbringt, welche sich dort meistens zufriedenstellend führen. Dem Verein wäre eine regere Mitgliederbeteiligung dringend zu wünschen; in vieler Hinsicht kann das Publikum selbst mehr thun als alle staatliche Hilfe, nach der zunächst immer so eifrig gerufen wird.

Schließlich ganz specielle Berliner Verhältnisse berührend,

halten wir eine Vergrößerung und bessere Bezahlung der Polizeikräfte,¹⁾ eine gänzliche Umwandlung des Nachwachdienstes, eine durch schärfere Strafen und aufmerksamere Bewachung herbeizuführende Einschränkung der Prostitution und endlich eine strengere Beaufsichtigung der Gelehrer, besonders der Tröbler und Pfandleiher, für dringend wünschenswert im öffentlichen Interesse.

Eins aber ist vor allem wichtig, daß die weiten Schichten der Bevölkerung nicht ihre alleinige Hilfe von der Polizei und den Gerichten erwarten, sondern daß sie diese, soweit es geht, auch unterstützen und sich überhaupt bestreben, die von uns berührten socialen Lücken ausfüllen zu helfen — es würde dann auch auf dem Gebiete des Verbrechenums vieles verändert, vieles verhütet und gebessert werden! — —

¹⁾ Wie wenig die vorhandenen Kräfte für einzelne Zweige der Polizeiverwaltung genügen, geht aus einem Vergleich mit dem Straßenaufsichtsdienst in London hervor; während dort für jenen einen Zweck 11 840 Beamte zur Verfügung stehen, bleiben in Berlin für den Straßendienst nur 2071 Mann übrig, von denen $\frac{1}{3}$ dienstfrei, $\frac{1}{3}$ auf Wache und $\frac{1}{3}$, also nur 690 Mann, auf der Straße Posten- und Patrouillendienst haben und dabei noch Recherchen, Bestellungen und andere Aufträge erledigen müssen, so daß man höchstens 600 Mann nur für den Aufsichtsdienst auf den Straßen rechnen kann. Die Londoner Polizei verwendet 11 840 Mann, bei einer angenommenen gleichen Verwendung im Dritteldienst, also etwa 3946 Mann, im Verhältnis der Größe der Einwohnerzahl von 1 : 3,5, immerhin also noch doppelt so viel Beamte als Berlin für diesen Dienst und kann mithin eine doppelt so große Aufsicht üben. Die in Berlin vorgekommenen Unfälle im Straßenverkehr stehen trotzdem durchaus nicht in einem schlimmen Mißverhältnis zu London, wie man meistens glaubt. Während in Berlin mit 1 578 794 Einwohnern im Jahre 1889/90 auf 5444 Einwohner je ein Getöteter und auf 2011 Einwohner je ein Verletzter kam, wurde in London mit 5 590 576 Einwohnern von 4203 Einwohnern je einer getötet und von 1105 je einer verletzt. — Auch sonst nimmt, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, im Verhältnis der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches Berlin einen günstigen Standpunkt ein, indem es nach der letzten Statistik unter den aufgeführten 19 größten deutschen Städten in der Zahl der wegen Verbrechen Verurteilten erst an zehnter Stelle steht. Nicht minder günstig ist der Vergleich mit andern europäischen Hauptstädten: während in London allein im Jahre 1888 nicht weniger wie 28 Morde begangen wurden, kamen in Berlin während der letzten zehn Jahre nur 22 Morde vor.

Kurzes Verzeichnis

von Ausdrücken der Berliner Verbrechersprache.

- Abfassen, verhaften.
 Abhänger, Schaufastendieb.
 Acheln, essen.
 Achelputz, das Essen (besonders in den Gefängnissen und Zuchthäusern).
 Achtgroschenjunge, Vigilant, Späher der Polizei.
 Alle werden, entfliehen; verhaftet werden; jemanden Alle werden lassen, ihn verhaften lassen.
 Amtschauter, Gefängniswärter.
 Anbauen, verschlossene Lokale mit Diebesinstrumenten zu öffnen suchen.
 Anfassen, stehlen.
 Asche, Geld.
 Aufstoß, Störung.
 Ausbaldowern, auskundschaften.
 Auskluften, jemanden berauben, betrügen.
 Ausblinden, vorher rekognoszieren, erspähen; eine Blinde machen, die Rekognoszierung eines Ortes vornehmen, an welchem ein Diebstahl ausgeführt werden soll.
 Baldower, der Kundschafter, baldowern, auskundschaften.
 Bauer, dummer Mensch, den man leicht betrügen kann, in derselben Bedeutung: Kaffer, daher auch Bauernfänger.
 Begraben sein, auf längere Zeit eingesperrt sein.
 Beramschen, betrügen.
 Betrompeln, betrügen, beim Verteilen des Gewinnes speciell.

Betuch, auch betufe, still, vorsichtig sein.

Bim, die Klingel, besonders an einem Laden.

Blauer, Schutzmann.

Blessen, jemand zu schrecken suchen.

Bleffer, eine Drohung, um jemand von etwas abzuhalten oder zu etwas zu bewegen, speciell zu einem Geständnis, daher: einen Bleffer anlegen, einem Verbrecher etwas einreden, um ihn zu einem Geständnis zu bewegen.

Bleibe, Schlafstelle des Diebes.

Bost, der Schlafwirt des Diebes.

Brand, Strafanstalt Brandenburg.

Brennen, das Erpressen der Verbrecher untereinander, d. h. wenn einer von ihnen eine gute Beute gemacht, „brennen“ ihn die Mitwisser, sie lassen sich von ihm eine Art Schweigegehd — auch Brenngeld und Branntweingeld genannt — geben.

Brennern, aufbrechen.

Brüder, Complicen der Verbrecher.

Brunger, der Bohrer.

Buskeyen, Hosen.

Chaule, krank, chaule werden, gefangen werden.

Chilsen, auch chalsen, beim Wechseln eines Geldstückes stehlen.

Chilfer, auch Chalfer, ein auf derartige Diebstähle ausgehender Verbrecher.

Choschesch, Finsternis, Zeit zum Stehlen, hauptsächlich während der langen Nächte von Oktober bis Februar.

Commerciant, Falschspieler.

Commerce machen, spielen, vom Falschspiel leben.

Dalsen, betteln, ein Dalfer, Bettler.

Dalles, Geldmangel, bedallest, in Geldverlegenheiten sein.

Dabbeln, auch dappeln, wandern.

Dibbeln, auch dibbern, reden, bedibbern, beschwätzen.

Dorf- oder Torfdrücker, Taschendieb.

Dormen, schlafen.

Draht, Geld.

Drängler, Gehilfe eines Taschendiebs, der ihn mit seinem Körper beim Diebstahl deckt.

Drücker, Taschendieb.

Dünne machen, entfliehen.

Durchbruch, das Ausheben der Thür.

Eintippel, Wirtshaus, auch jeder andere Ort, wo Verbrecher die gemachte Beute teilen.

Elle, Brechstange.

Emmes, das Geständnis; Emmes machen oder Emmes pfeifen, ein Geständnis ablegen, Emmes putzen, ein Geständnis rückgängig machen, resp. zu seinem Vorteil verändern.

Eule, Nachtwächter.

Faktum, das gestohlene Gut.

Fallen, verhaftet werden.

Falle machen, beim Spiel dem Betrüger zureden, damit er auf das (scheinbar für ihn schlechte) Spiel eingeht, daher auch: Fallmacher, Falschspieler, Verleiter zum Falschspiel.

Faul, alles, was nicht verschwiegen, dem Dieben treu und sicher ist, auch für alles Schlechte, Feige. Hierher stammend der Ausdruck fauler Junge.

Flatterfahrt, Diebstahl von Wäsche auf den Böden, daher: Flatterfahrer, ein Dieb, der speciell auf diese Diebstähle ausgeht.

Flebbe, offizielle Zeitung, man hat den Masematten in der Flebbe gelesen, von dem Diebstahl aus einem öffentlichen Blatt Kenntniss erhalten. Auch andere offizielle Papiere versteht man darunter, wie Zeugnisse zc.

Fleppchen, Steckbrief.

Flöte anlegen, einen Verbrecher durch freundliche Behandlung zum Geständnis bringen.

Fosenhahn, jemand der stiehlt und noch nicht in die Diebstahlskniffe eingeweiht ist.

Freier, derjenige, der betrogen resp. bestohlen werden soll, den Freier greifen oder schleppen, einen zu Betrüger-

- den dem Betrüger zuführen; den Freier versetzen, den Betrogenen wieder los zu werden suchen.
- Fuhre, die große Diebestasche in den Rücken der Laden-, Marktdiebe zc.
- Ganfen, oder gannewen, stehlen.
- Gannew, resp. Gannef, Dieb, Gauner.
- Gedinne, ehrlich, unbescholten.
- Gekappt werden, verhaftet werden.
- Gemeierte oder Gemachte, der Bestohlene.
- Geschäfte, Ausdruck des Diebes für sein „Gewerbe“; daher: Geschäfte machen.
- Geschwemmt, polizeilich gemeldet.
- Gimpel, dummer Mensch, Gimpel rufen.
- Gole, dieselbe Bedeutung wie Fuhre, also Diebestasche; dann auch Wagen, von denen gestohlen wird, daher Golefahrt und Golegänger, ferner die Umhüllung eines Kassibers.
- Greifer, Kriminalpolizist.
- Greiffenberger, ein Dieb, speciell Taschendieb.
- Greifferei, Kriminalpolizei.
- Haken, Dietrich.
- Handeln, stehlen.
- Haupter, der Hauptschlüssel oder Dietrich, der am meisten zur Verwendung gelangt.
- Heckdisch, Lazarett.
- Heimlicher, ein Kriminalpolizist.
- Herstellen, betrügen, speciell im Spiel.
- Hellig, Anteil an einer Beute, daher helligen, teilen.
- Jenisch, klug, im Gaunertum erfahren.
- Johlegänger, Kollidieb.
- Jom, der Tag.
- Joschen, schlafen.
- Kabber, Teilnehmer an einem Diebstahl.
- Käber, ein Kollo.
- Kabore, Ort, wo Diebstahls-, Einbruchsfachen, auch Diebs-

werkzeuge versteckt sind, daher: eine Kabore legen, eine Kabore haben, eine Sache kaboren.

Kabruse, Vereinigung mehrerer Verbrecher zur Begehung eines gemeinsamen Diebstahls.

Kalches, von den ehemaligen Angaben abweichen, in seiner Meinung umschlagen, einen Kalches machen aber auch soviel als: die Wahrheit reden, ein Geständnis machen.

Kangen, kaufen.

Kaschemme, Diebeskneipe.

Kasporn, das unerlaubte Berkehren der Gefangenen untereinander, auch durch die Klopfsprache zc.

Kassiber, die zur Verständigung der Gefangenen dienenden Bettelchen zc.

Kasten, Gefängnis.

Kastenschub, Diebstahl von Laden- und Geldkassen.

Kaule, krank, Kaule gehen, verhaftet werden.

Kaut, Messer.

Keß, klug, sicher, verschmitzt, ein kesser Junge.

Kiebitschen, visitieren.

Kies, Geld.

Kimmen, Ungeziefer.

Kippen, teilen.

Kitt, das Haus, Kittenschieber, Diebe, welche in den Häusern Gelegenheitsdiebstähle verüben.

Kittchen, das Gefängnis, ins Kittchen kommen.

Klappe, Diebeskneipe.

Klitschen, schließen, aufschließen.

Kluft, Kleidung, auch gestohlene Kleidung.

Knacken, aufbrechen.

Knast, auch Knaß, die Kriminalstrafe.

Kober, Liebhaber, ein fetter Kober, ein reicher Liebhaber.

Kochem, eingeweiht, klug, geschick.

Koscher, unverdächtig, auch treu, zuverlässig, sich Koschern, sich der verräterischen Gegenstände entledigen.

Kracher, Koffer, gewöhnlich der hinten auf einen Wagen geschwallte.

Kracherfahrt, Diebstahl an Fracht- und Reisewagen; daher: Kracherfahrer.

Krummkopf, Brecheisen.

Kutsche, Mittel, um die Kassiber zu befördern.

Lampen, jegliche Störung beim Diebstahl oder Einbruch, auch werden mit Lampen Späher, Vigilanten zc. bezeichnet; er hat Lampen bekommen: er hat rechtzeitig von einer Störung erfahren; lampenfrei: es droht keine Überraschung.

Law, nichtig, nicht möglich.

Leff, Mut, Herz.

Leimen, lügen.

Link, alles was verdächtig, falsch, nachgeahmt ist.

Linzen, sehen, nicken; zulinzen, zuwinken.

Lude, Brechstange.

Machulle, fertig; auch krank, bankrott.

Makes, Prügel.

Makkenen, stehlen; Makkenner, gewaltsamer Dieb.

Maluchen, auch melochnen, machen; daher: Maluchner, Melochner.

Männer, Thaler.

Masematten, gewaltsamer Diebstahl, je nach seiner Ausführung: Schränk-, Schlüssel-Masematte zc. Einen Masematten stehen haben: einen gewaltsamen Diebstahl in Aussicht haben; auf dem Masematten verschütt gehen, verhaftet werden.

Maure, Furcht.

Meschugge, betrunken, verrückt.

Mis, schlecht.

Mischpoke, auch Muschpoke, Diebsgesellschaft.

Mochum, Strafanstalt Moabit.

Mooskuppe, Geldkasten.

Mosern, sprechen, besonders über Verbrechershachen; auch in der Bedeutung des Kaspern.

Nasß, ohne Geld, nasser Junge: jemand, der nicht zahlt.

Neppen, beneppen, offenkundig betrügen; daher auch: Neppernischen, auch näschen, vifstieren, untersuchen, besonders die Taschen der Gefangenen.

Oberhänger, Mantel des Mannes oder der Frau.

Oben, die Kriminalpolizei.

Obermann, der Hut.

Olmusch, lebenslänglich.

Ossnick, die Uhr.

Pachulke, die Strafgefangenen (officiell Kalefaktoren genannt), welche in den Gefängnissen den übrigen Gefangenen die Speisen, das Wasser zum reinigen der Zellen u. bringen.

Padde, Börse, Portemonnaie; eine Padde drücken, eine Börse aus der Tasche stehlen.

Palmer, Schildwache.

Perkoch, mit Gewalt; er geht perkoch: er ist ein Einbrecher.

Pfeifen, eingestehen, verpfeifen, verraten.

Picken, essen.

Planten, verstecken, verbergen, zuplanten: etwas heimlich aufstellen.

Platt, vertraut, befreundet.

Plattmachen, sich ohne Obdach umhertreiben.

Plattmolle, Briestafche.

Pleite, die Flucht.

Plöße, Strafanstalt Plözensee.

Polente, Polizei.

Porum, Ausdruck für das Diebshandwerkszeug.

Poter, frei; poter kommen: entlassen werden.

Pracher, der Bettler.

Puppen, sich neu einkleiden.

Purim, die zum Nachschlüsselbiefstahl gehörigen Instrumente.

Putz, Ausrede, Ausflucht; daher: einen Putz machen. Auf einen putzen: einen anderen vorschieben; auf Putz arbeiten, scheinbar arbeiten, um die Polizei über den eigentlichen verbrecherischen Erwerb zu täuschen.

Rabe, ein jüngerer Gauner.

Ramschen, auch beramschen, betrügen.

Reiten, einen Ritt machen, das Ausführen von Ladendiebstählen seitens der Diebinnen, welche die gestohlene Ware zwischen die Schenkel klemmen; auf den Ritt gehen: derartige Diebstähle verüben.

Riesenburg, Stadtvoigtei.

Rumline, Gefängnisfiliale in Rummelsburg.

Rupfen, jemandem sein Geld abnehmen.

Schabber, Stemmeisen.

Schächten, schneiden.

Schalf, Anfängertum im Diebstahl.

Schale, Kleidung, wie Kluft.

Schärfen, gestohlene oder anders ergaunerte Sachen kaufen; verschärfen: sie verkaufen.

Schärfer und Schärfenspieler, Fehler.

Scheere machen, gewisse Ausübung des Taschendiebstahls.

Schien's, Gefangenaufseher.

Schiffkern, trinken, sich beschiffkern, sich betrinken.

Schlamasse, Vigilant.

Schlamassel sein, verhaftet sein.

Schlamassen, Unglück, Mißlingen.

Schlepper, Helfershelfer der Gauner, der ihnen ihre Opfer zuführt.

Schlittenfahrer, Gauner, welche Waren auf Kredit entnehmen und diese sofort verschleudern, ohne sie zu bezahlen.

Schmiere stehen, aufpassen während eines Diebstahls, Wache stehen.

Schmalmacher, Bettler.

Schmusen, reden, plaudern; betuße schmusen: leise reden.

Schneide, Scheere.

Schniffing, Schnupftabak.

Schnurren, schnorren, betteln.

Schottenfeller, Ladendieb.

Schränken, mit Instrumenten verschlossene Wohnungen öffnen, daher: aufschränken, losschränken u.

Schränker, gewaltsamer Dieb.

Schränkzeug, Ausdruck für die zu einem gewaltsamen Diebstahle nötigen Instrumente.

Schub, auf den Schub gehen, auf gewaltsamen Diebstahl ausgehen.

Schuppen, beschuppen, betriegen.

Schurf, ein Jahr Zuchthaus.

Schurich, Paket mit Beute.

Skorum, Unfug, Dummheit.

Sonne, Zuchthaus Sonnenburg.

Sore, gestohlene Ware; die Sore kabohre legen: sie sicher niederlegen.

Spanner, dasselbe wie Schmierestehet.

Spieker, der Nagel.

Stauken, schlagen.

Stechen, heimlich Nachricht geben.

Steiger, die Leiter.

Stippen, das Geld mittelst Leimruten aus den Kassen stehlen.

Tafel, Briestafche.

Tankfaller, Schaukastendieb.

Tantel, Nachschlüssel; Tantelzeug: Dietriche; Tantelmacher: Schlosser.

Tauben haben, Glück haben.

Tfeze, Gefängnis.

Thürmen, entfliehen.

Tinnöf', unedle Metalle.

Tippeln, gehen, kommen; Tippelanten: Pointeure beim Hazardspiel.

Toback, Gefängnis-, Zuchthausstrafe.

Torf, Geld.

Torfdrucker, Taschendieb.

Trampeln, betrügen.

Treese, unredlich, unrein, unsicher; treese fallen, treese gehen: im Besitz von gestohlenen Sachen oder Diebsinstrumenten verhaftet werden.

Trittlingn, Stiefel.

Übermann, Überzieher.

Über'n Berg gehen, in das Zuchthaus kommen.

Untergrund, Keller; ein Masematten im Untergrund: ein Kellereinbruch.

Unterlabbern, die Thürschwelle untergraben.

Unterliebischen, unterschlagen.

Unzelmann machen, einen, sich dumm stellen.

Verdienen, stehlen.

Verlabbern, sich verstecken.

Versargen, vergraben, verscharren.

Verschärfen, das gestohlene Gut verkaufen.

Verschmai, Verhör.

Verschütt gehen, verhaftet werden.

Verstrakeln, schlagen; auch: verpötern.

Vertusch machen, beim Taschendiebstahl dem Dieb behilflich sein.

Vigilanten, Aufpasser, Späher der Polizei.

Wallmusch, Rock.

Wand machen, beim Taschendiebstahl den Dieb decken.

Wandern, entfliehen.

Wärmling, Ofen.

Witsch, alles, was nicht in das Verbrecherleben eingeweiht ist; auch dumm, ungeschickt.

Würgen, etwas, z. B. ein Schloß, einen Kiegel, abbrechen oder herausbrechen.

Würmer, Bezeichnung für die Jahre der Gefängnis-, resp. Zuchthausstrafe.

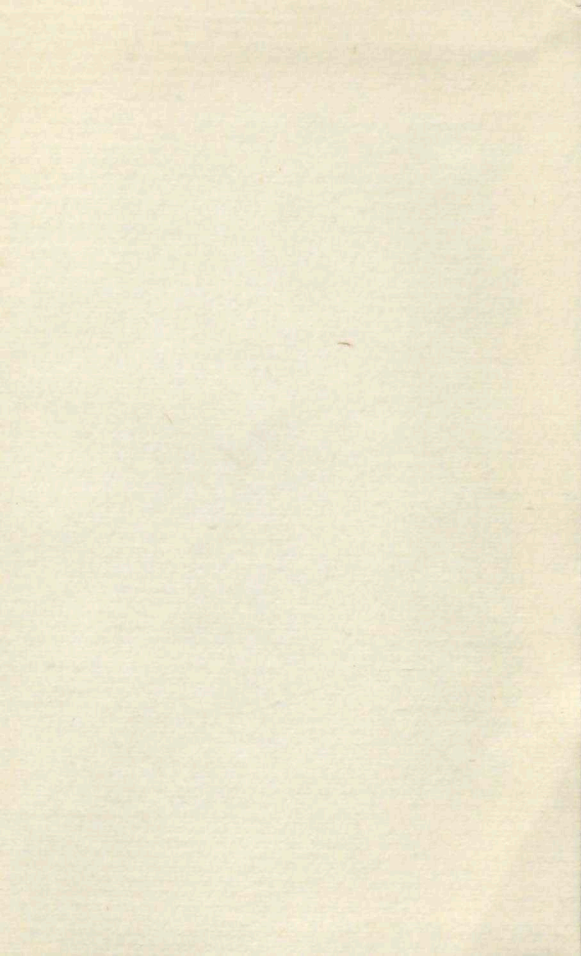
Zinken, ein Zeichen; bezinken: jemanden bezeichnen; Zinken stechen: ein Zeichen geben.

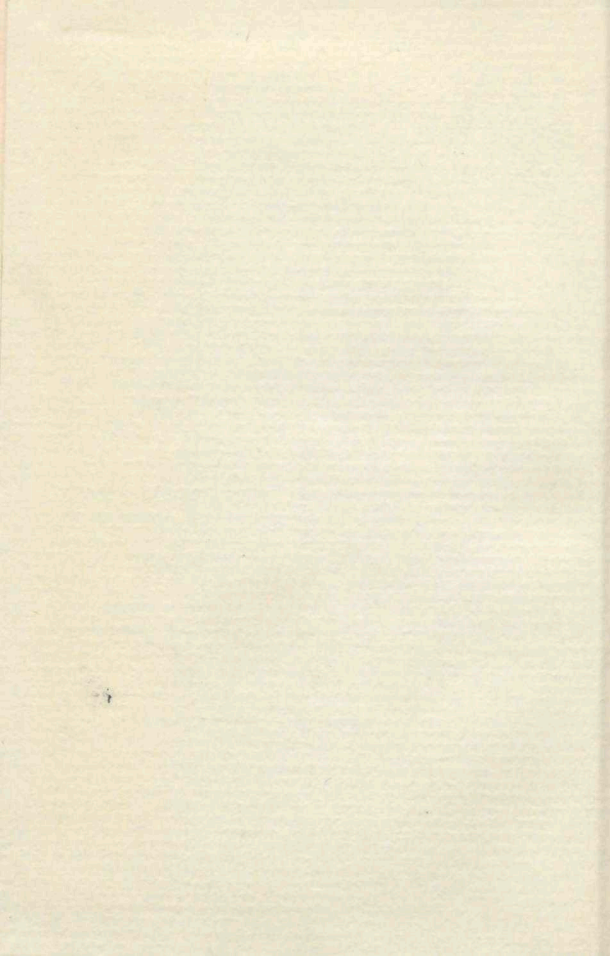
Zinkplatz, der Platz, an dem sich Verbrecher vor oder nach ihrer That treffen wollen.

Zocher, Kaufmann.

Zocker, der gewerbsmäßige Spieler.

E n d e .





Zentral – und Landesbibliothek Berlin

N11 <
27204845
109



Buchbinderei

BAUR

Lerchenstraße 19

14612 Falkensee

Telefon:

033 22/20 00 67

Fax 24 11 01

RAL-RG 495

